

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 3,30 Mark, monatlich 1,10 Mark, wöchentlich 28 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Blatt 10 Pf. Postabonnement 3,30 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1890 unter Nr. 802, V. Nachtrag.)
 Der Kreuzband, täglich durch die Expedition, für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2 Mark, für das übrige Ausland 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 5gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Beuthstraße 3, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 9 Uhr Vormittags geöffnet.
 Fernsprecher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Beuthstraße 3.

zur italienischen Auswanderung.

Vor kurzer Zeit brachten wir einen Artikel über die wirtschaftlichen Zustände Italiens, um darzutun, wie die Ursache der aufgeblasenen Crispi hatte, sich über die Arbeitsgemäße Schilderung der traurigen Erwerbsverhältnisse Italiens in der Deputirtenkammer zu entziehen. Wenn wir heute noch eine kleine Epistel der italienischen Auswanderung geben wollen, so soll dieselbe ein weiteres Nagelstück auf die trübe Gestaltung des nationalen Wirtschaftslbens unseres in seinem realen Werthe etwas schiefhaften südlichen Verbündeten werfen.

Von den romanischen Völkern ist das italienische dasjenige, das am meisten wandert. Der Wandertrieb ist bei denselben jedoch ein anders gearteter als bei den germanischen Völkern. Bei diesen ist das Wandern meistens das Mittel, um in der Welt Land und Leute zu lernen; beim Italiener fehlt dieses kulturelle Moment, er geht ausschließlich in die Welt, um Brot zu suchen, das er in seinem Vaterlande nicht finden kann. Bei den germanischen Völkern tobt der Wandertrieb in allen Gesellschaftsklassen, Italien ziehen nur die Armen in die Welt hinaus, die Besitzenden verlassen ihr Heimathland nicht.

Man hat vor einiger Zeit ein ungefähres Bild der italienischen Auswanderung entworfen und gefunden, daß im Auslande mehr wie eine Million Italiener bedet. Davon befinden sich in Frankreich etwa 250 000, Oesterreich 50 000, in der Schweiz 50 000, in Spanien, Deutschland und England je 10 000, in anderen europäischen Staaten etwa 75 000. Dagegen sind nur 32 663 Franzosen im Auslande. Von diesen kommen 10 059 auf Belgien, 17 273 auf Deutschland, 15 725 auf England, 10 731 auf Italien, 17 657 auf Spanien, 3 992 auf die Schweiz.

Spanier und Portugiesen stellen ein Auswanderungsland von 453 127; davon sind 74 633 in Frankreich, der Rest fast ausschließlich in überseeischen Ländern. Während die Auswandererzahl Großbritanniens in der Zeit von 1870 bis 1887 eine Vermehrung von 1 000 d. h. 40 pCt. aufweist, diejenige Deutschlands von 76 000 im Jahre 1871 auf 210 000 stieg, um 1887 wieder auf 100 000 zu fallen, was gegenüber dem erstgenannten Jahre eine Vermehrung von 32 pCt. ausmacht, so zeigt sich in Italien eine weit beträchtlichere Zunahme. Die italienische Auswanderung betrug 89 015 im Jahre 1876, 87 917 im Jahre 1887 und 133 191 im Jahre 1888. Also eine ganz bedeutende

Vermehrung. Wie schon unsere obigen Spezialangaben darthun, entfällt die größte Zahl der im Auslande lebenden Italiener auf überseeische Länder, von wo sie selten wiederkehren, während die in den europäischen Staaten weilenden Italiener in den meisten Fällen wieder ihre Heimath aufsuchen, sobald die rauhe Jahreszeit ihren Anzug ankündigt.

Die starke Auswanderung veranlaßte die italienische Regierung, den Ursachen dieser Erscheinung nachzuforschen. Die Zahlen, welche sich bei diesen Untersuchungen ergaben, waren allerdings sehr aufklärend und für eine lehrwillige Regierung sehr belehrend. Es stellte sich nämlich heraus, daß in einzelnen Provinzen die Auswanderung in einem Jahrzehnt so zugenommen hat, daß sie die natürliche Bevölkerungszunahme um das Doppelte übertrifft; sie stieg z. B. in Salerno von 1278 Personen im Jahre 1876 auf 7824 im Jahre 1887, in der Basilicata im gleichen Zeitraum von 8064 auf 10 642. Die Antworten der Präfekten auf die Frage nach der Ursache dieser erschreckenden Erscheinung lauten ziemlich gleichmäßig. Der Präfekt von Kampobasso antwortete: „es ist das Elend, welches die Bauern zur Auswanderung bringt.“

Der Präfekt von Rojena erklärte: „Das Elend ist die Hauptursache zur Emigration.“ Der Präfekt von Katanzaro sagt: „Die hervorragendste Ursache der Auswanderung ist die äußerst dürftige Entlohnung der ländlichen Arbeiter und auch der Umstand, daß dieselben oft arbeitslos sind.“ Der Präfekt von Potenza berichtete: Die Löhne reichen nicht zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse aus. Die Wucherzinsen erreichen oft 60 pCt.“ Der Präfekt von Salerno erklärte: „Die Auswanderung wird veranlaßt durch die Misere und unzureichenden Löhne“; der von Benevent: „Die Landarbeiter erhalten einen Lohn, der kaum ausreicht, das Leben zu fristen“; der von Reggio in Calabrien erklärte: „Einzige Triebfeder der Auswanderung ist das Elend“; der von Avellino: „Das Elend ist die erste Ursache der Emigration“ u. s. w.

Was that nun die Regierung gegenüber diesen deutlich konstatirten, unsagbar traurigen Verhältnissen? Sie that das, was von einem so unfähigen Staatsmann, wie Crispi ist, nur erwartet werden konnte. Die Regierung schlug keine Gesetzesmaßnahmen vor zur Befriedigung der kranken Gesellschaftszustände, es fiel ihr nicht ein, das Vaterland für seine armen Kinder wohlthätiger und fürsorglicher einzurichten — so etwas könnte höchstens ein sozialdemokratischer Hecker und Demagoge thun. Die auf der Höhe ihrer zeitgenössischen Staatsweisheit stehende italienische Regierung schlug zur Abhilfe gegen alle konstatirten Mißstände die **Erziehung**

der Auswanderung vor. So wurde eine scharfe Beaufsichtigung der Auswanderungsagenten geschaffen (was ja wohl ebenfalls nothwendig gewesen sein mag) und die Auswanderungserlaubnis, sowie der Vertragsabschluß des Auswanderers mit der Schiffsahrtsgesellschaft schwieriger gestaltet.

Damit löst man freilich keine soziale Frage, so wenig als man sie in Deutschland mit dem Sozialistengesetz zu lösen vermochte und so wenig, als man sie mit einigen schüchternen und vorsichtigen Maßregeln auf dem Gebiete der sogenannten Sozialpolitik zu lösen vermag. Man verschiebt damit die Lösung nur für so lange, bis man zu dem Punkte gelangt, wo selbst die „Staatsmänner“ erklären müssen, daß der bisherige Zustand nicht länger aufrechtzuerhalten sei. Und dieser Zeitpunkt wird so sicher eintreffen, als auf den Tag die Nacht folgt.

Politische Ueberblick.

Der deutsch-schweizerische Niederlassungsvertrag hat durch einen in der Schweiz veröffentlichten Notenschlüssel zwischen der deutschen Reichsregierung und dem schweizer Bundesrath eine Erläuterung erfahren. Die betreffenden beiden Noten lauten:

Bern, 28. Juni 1890.

Das schweizerische Departement des Auswärtigen an die schweizerische Gesandtschaft in Berlin.

Herr Minister!

Der § 2 des Schlussprotokolls zu unserm neuen Niederlassungsvertrage mit dem Deutschen Reiche lautet:

„1. So lange die Schweiz vermöge ihrer Gesetzgebung nicht eine Bestimmung darüber trifft, daß für ihre Angehörigen, um die Rechte dieses Vertrages im Deutschen Reiche zu beanspruchen, das in Artikel 2 erwähnte Zeugniß ausschließlich von ihrer Gesandtschaft und ihren Konsulaten in Deutschland ausgestellt sein muß, werden die deutschen Behörden einen von der betreffenden schweizerischen Gemeindebehörde ausgestellten Heimathschein und einem von dieser ertheilten Leumundzeugniß, sofern diese Urkunden von der zuständigen Behörde des Heimathkantons beglaubigt sind, dieselbe Bedeutung, wie dem in Artikel 2 erwähnten gesandtschaftlichen Zeugniß beilegen.“

Es erscheint zur Vermeidung von Mißverständnissen nothwendig, genau zu bestimmen, von welcher Gemeindebehörde in den verschiedenen Fällen das erforderliche Leumundzeugniß herzuführen hat. Hierbei sind nach unserer Meinung folgende Eventualitäten ins Auge zu fassen:

1) Der nach Deutschland auswandernde Schweizer hat sein letztes Domizil in seiner Heimathsgemeinde gehabt. In diesem Falle hat natürlich die Heimathsgemeinde das Leumundzeugniß anzustellen und die Behörde des Heimathkantons zu beglaubigen.

2) Der nach Deutschland auswandernde Schweizer hat sein letztes Domizil in einer schweizerischen Gemeinde, aber nicht in seiner Heimathsgemeinde gehabt. In diesem Falle wäre anzunehmen, daß das Zeugniß der Wohngemeinde dasjenige der Heimathsgemeinde ersetzen kann. Das Leumundzeugniß wäre jeweiligen

das sich Sonntags vor dem Kirchgange mit recht weltlichen Gefühlen das rothe Band durch's schwarze Haar zieht, zog Friz über seine Stiefeln ein Paar schwarze Stulpen, die den Stiefeln das Ansehen von Heiststiefeln geben sollten, dann warf er das weitfaltige Bauerhemd mit den weiten Aermeln über, das er sich bereits angeschafft hatte; um den großen Kragen band er ein schwarzes Tuch, freundlich hatte es ihm der Hansknecht geliehen. Darauf knöpfte er die rothe Weste zu, die ausgerissenen Löcher mußte er mittelst zweier Stecknadeln fest stecken und fuhr in den langen Rock, der ihm bis über die Knie reichte.

Aus dem kleinen Köfferchen, in das er seinen gewöhnlichen Anzug gelegt hatte, holte er einen weiten Kalabreser. Als er mit dem Hut das schwere Werk gekrönt hatte, ergriff er einen kleinen Spiegel, um sich von ihm Auskunft über sein gewiß prächtiges Aussehen geben zu lassen. Doch, o weh, sein jugendliches Gesicht wollte zu diesem Anzuge gar nicht passen; trauernd mußte er sich sagen, daß zur Vollkommenheit ihm noch vieles fehlte. Er sah auf seine Kollegen, die mit dem Schminken bereits fertig geworden waren. Mit Starren blickte er nach Brenner hin, dessen Gesicht sich jugendlich verwandelt hatte. Brenner hatte ungefähr die gleiche Figur wie Alfred, beide konnten daher mit Recht als Zwillinge, die männlichen Glanzrollen des Stückes, angesehen werden. Friz trat zu Brenner.

„Würden Sie vielleicht die Güte haben, mich zu schminken?“

„Gern,“ erwiderte er, „ich bin gleich fertig, ich will mich nur erst pudern.“

Brenner nahm aus einer Schatulle einen Pops Baumwolle, riß ein Stück von dem Pops ab und tauchte es in

Feuilleton.

Schauspieler-Elend.

Ein Stück aus dem Bühnenleben

von Julius Tark.

Unterdessen war der Direktor mit seinem Geschäft fertig geworden und rief nun durch die Thür, die zwischen der Thür und der spanischen Wand sich zeigte: „Die Anna soll in die Kasse gehen, es ist ja über halb Sieben.“

„Die Anna ist noch nicht hier,“ erwiderte seine schönere Hälfte.

„Wie?“

„Die Anna ist noch nicht hier,“ wiederholte Frau Brusche mit lauterer Stimme.

„Was?“ rief der Direktor noch einmal.

„Na, hört denn der Alte heut garnichts. Es ist doch ein schlechtes Wetter,“ rief sie, indem sie zum Direktor lief und ihm in's Ohr schrie: „Die Anna ist noch nicht in die Garderobe gekommen.“

„Schrei doch nicht so, ich bin doch nicht taub,“ erwiderte Holmer, „wo steckt denn das Mädel?“

„Ich weiß nicht, mir hat sie nichts gesagt.“

Kopfschüttelnd erwiderte der Direktor: „Da muß ich selbst wieder an die Kasse, na, wenn sie kommt, dann schicke sie nur vor,“ rief er, indem er sich anschickte, die Garderobe zu verlassen.

Da öffnete sich die Thür und Friz trat ein. Frau

Brusche flüchtete sich mit einem lauten Schrei — sie war halbentkleidet — hold erröthend hinter die Wand.

„O, verzeihen,“ sagte Friz laut.

„Junger Mann, können Sie denn nicht anklopfen, bevor Sie in's Zimmer treten.“

„Ja, das ist doch die Herrengarderobe,“ erwiderte Friz mit erhobener Stimme, „ich kann doch nicht vorher wissen, daß“

„Das müssen Sie wissen,“ fiel ihm der Direktor in's Wort.

„Ja, woher denn?“

„Ach was, das müssen Sie wissen.“

Friz unterdrückte eine Erwidderung, da er sah, daß er bei den Redegewohnheiten des Direktors zu keinem befriedigenden Ende gelangen könne.

„Ich hoffe,“ sagte er laut, „daß mir Frau Brusche meinen heutigen Eintritt nicht übel deuten wird.“

„O nein, gewiß nicht,“ ertönte hinter der Wand eine Stimme in der höchsten Lage.

Gleich darauf wurde ein unterdrücktes Klucksen hörbar. Es rührte von Hildegard her, die heute, wie es schien, ihren heiteren Tag hatte.

Friz ergriff ebenfalls das Licht und klebte es auf eine Zigarettenkiste, die seine, von Alfred erhaltenen Schminkenutensilien bewahrte. Der Direktor verließ das Zimmer, gleich darauf traten Brenner und Alfred hinein. Schweigsam ging jeder an seinen Platz und nachdem sie ihre Röcke abgeworfen hatten, begannen sie das tägliche Geschäft des Schminkens.

Friz hatte nach Art der Anfänger sich zuerst angekleidet, um dann erst „Maske zu machen.“ Das Ankleiden brachte ihn in eine feierliche Stimmung. Wie ein junges Mädchen,

durch die Kantonsbehörde, in deren Gebiet die dasselbe ausstellende Gemeinde liegt, zu legalisieren.

Der nach Deutschland auswandernde Schweizer hat sein letztes Domizil nicht in der Schweiz, sondern im Auslande gehabt. In diesem Falle wäre denselben von der deutschen Behörde die nötige Zeit zu belassen — eine Frist ist schwer zu bestimmen — um entweder von der letzten Wohngemeinde in der Schweiz oder von der Heimatgemeinde sich das erforderliche Zeugnis zu verschaffen, falls man sich nicht mit anderen Ausweisen über den guten Reumund des Eingewanderten begnügen sollte.

Der Bundesrath, welcher bei den soeben zu einem so glücklichen Abschlusse gelangten Unterhandlungen so viel Entgegenkommen seitens der deutschen Regierung gefunden hat, ist auch überzeugt, daß die Bestimmungen des neuen Vertrages deutscherseits in der loyalsten und der förderlichsten Weise ausgeführt werden. Wenn es ihm dennoch daran liegt, über die Anordnung der oben angeführten Bestimmungen des Schlussprotokolls bestimmte Zusicherungen zu erhalten, so ist es lediglich, wie eingangs erwähnt, um für alle Zukunft einen Anlaß zu Mißverständnissen zu beseitigen. Die beiden Kammern der Bundesversammlung haben übrigens dem amtlichen Dumsche Ausdruck verlichen.

Der Bundesrath würde es demnach mit ganz besonderem Dank anerkennen, wenn Ihnen die deutsche Regierung auf die verschiedenen von uns angeregten Fragen eine befriedigende Antwort ertheilen wollte.

Sie wollen von dieser Depesche Herrn von Marschall Kenntniß geben und ihm eine Abschrift derselben überlassen.

Genehmigen Sie zc.

(gez.) Droz,
Berlin, 1. Juli 1890.

Auswärtiges Amt.

Der Unterzeichnete beehrt sich, den Geschäftsträger der schweizerischen Eidgenossenschaft Herrn Dr. Fininger unter Bezugnahme auf die heutige Unterredung zu benachrichtigen, daß er den Ausführungen der in Abschrift hinterlassenen Note des schweizerischen Bundesraths vom 28. vor. Mon., betreffend den § 2 des Schlussprotokolls zum Niederlassungsvertrage zwischen dem Deutschen Reich und der schweizerischen Eidgenossenschaft, allen Inhalts beipflichtet. Der kaiserliche Gesandte in Bern ist telegraphisch mit entsprechender Weisung versehen worden.

Genehmigen Sie zc.

(gez.) Hofstein.

Zu Hause fängt die Kritik an — möchten wir den vielen deutschen Zeitungen rufen, die sich in pharisäerhaft-chauvinistischer Selbstgefälligkeit über das Urtheil des französischen Gerichts gegen die russischen Rihilisten ständelnd. Wahrhaftig, wir sind die letzten, dieses Urtheil zu billigen. Die Schuld der Angeklagten war keineswegs erwiesen, und auch wenn sie erwiesen gewesen wäre, hätte sich, unseres Erachtens, das Strafmaß nicht rechtfertigen lassen. Also das Urtheil mißbilligen wir aufs schärfste — und sicherlich ist unsere Meinung ehrlicher, als die der meisten Zeitungen, die ihre Entrüstung über die französischen Richter so ostentativ zur Schau tragen.

Was erregt denn eigentlich ihre sittliche Entrüstung? Daß es ein politischer Prozeß war? Die Höhe des Strafmaßes? Nun, wir dächten, für jeden einzelnen politischen Prozeß in Frankreich könnten wir mit etlichen Tugend in Deutschland aufwarten. Und was das Strafmaß betrifft — so hatten wir dieser Tage ja die schönste Gelegenheit zu einem internationalen Vergleich. Vorige Woche fand in Leipzig ein politischer Prozeß statt — vor dem höchsten Gerichtshof des Deutschen Reichs. Was den Angeklagten zur Last gelegt ward, war eine Kleinigkeit, verglichen mit dem Thatbestand jenes französischen Prozeßes. Während es sich dort — der Anklage zufolge — um thätliche Vorbereitung eines Attentats auf das Leben eines Monarchen handelte, war hier den Angeklagten nichts weiter vorgeworfen, als die Verbreitung einiger Flugblätter mit blutrünstigem und unsäthigem Inhalt, der sich allerdings gegen einen Monarchen richtete.

War in dem deutschen Prozeß der Thatbestand bei Weitem unbedeutender und geringfügiger, als in dem französischen, so war das Anklagematerial um kein Haar breit beweiskräftiger.

Und doch erfolgte eine Verurtheilung, und die verurtheilte Frau — die Männer wurden alle freigesprochen, umgekehrt wie im französischen Prozeß, was auch ein charakteristisches Moment ist — und die verurtheilte Frau wurde zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt. Wohlgerührt, Zuchthaus! Ein Jahr Zuchthaus zählt gleich zwei Jahren Gefängniß — und die Verurtheilten des französischen Prozeßes hatten bloß drei Jahre Gefängniß, d. h. den vierten Theil des Strafmaßes — und der Gerichtshof hatte ihre Ehre nicht angegriffen.

Wir wollen das Urtheil des Reichsgerichts im letzten sogenannten Hohenzollernprozeß hier nicht kritisieren, aber den deutschen Journalisten, die das Urtheil des französischen Gerichtshofes so tapfer kritisiert haben, rufen wir zu: kritisiert auch das Urtheil des deutschen Reichsgerichts — gegen eine deutsche Frau. Und meist mit gleichem Maße!

eine Schachtel, die zur Hälfte mit einem weißen Pulver gefüllt war.

„Ist das Fettpuder?“ fragte Frey.

„Nein, Mehl.“ war die Antwort.

Frey blickte mit Erstaunen auf den Schauspielers, der sein Gesicht mit Mehlstaub überdeckte und ihn dann mit einem anderen Stück Bartwolle wieder entfernte. Die Schminke verlor hierdurch ihren fettigen Glanz. Die Röthe ging nun mehr ganz natürlich in dem stark weißlichen Teint auf. Frey konnte kaum einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken. Brenner hatte sein Haar ein wenig schwarz gefärbt und dann gebraunt. Der schwarze Lockenkopf über den frischen Wangen hatte ihn zum Jüngling gemacht.

„Sehen Sie aber jung aus!“ rief verwundert Frey.

„So?“ antwortete Brenner lächelnd. „Na ja, wenn man sich das Lederzeug angestrichen hat, dann geht es wieder, trotz der fünfundvierzig Jahre.“

„Du kannst Dich ja als jugendlichen Helden am Berliner Hoftheater engagieren lassen. Herr Kolbe erzählte gestern, daß sie schon lange keinen vernünftigen haben.“ stichelte Alfred, der ebenfalls mit der Brennerscheere sein glattes braunes Haar in Locken verwandelte.

„Werde mich nächstens mit dem Intendanten in Verbindung setzen.“ erwiderte Brenner trocken.

Dann wandte er sich zu Frey und beschmierte dessen Gesicht voll „Teint“, den er in kleinen Stücken einem Blechschächtelchen entnahm, in so energischer Weise, daß das unglückselige Opferlamm mehrmals schmerzlich zusammenzuckte.

„Nu, das heißt ja“, schrie der Mißhandelte mehrmals auf. „Von wem kaufen Sie die Schminke, Herr Brenner?“

„Die mache ich mir selbst.“

Brenner fuhr fort, mit der selbstgefertigten Schminke das Gesicht des geduldigen Kunstjägers zu bearbeiten, als es an die Thür pochte und auf Brenners „Herein“ zwei Kinder mit einem Korbe erschienen, denen Klara auf dem Fuße folgte. Sie hatte ein bides Tuch über die Kleider geworfen und sich eng darin eingehüllt. Nur das wachsbliche Gesicht sah heraus, die blauen, unterhalb der Augen liegenden Ver-

Die „Berliner Politischen Nachrichten“, deren Beziehungen zu dem früheren Finanzminister v. Scholz bekannt sind, hatte vor einigen Tagen Andeutungen über die künftige Gestaltung der Zuckersteuer gemacht, welche den Glauben zu erwecken bestimmt waren, daß die Beziehungen des Blattes zur Finanzverwaltung noch fortbauerten. Thatsächlich machten auch diese Andeutungen ihren Weg durch einen Theil der Presse. Infolge dessen sieht sich der „Reichsanz.“ zu folgender Erklärung in amtlichen Theile veranlaßt:

Am 30. August 1888 ist bekanntlich von der Mehrzahl der europäischen Staaten eine Konvention wegen Abschaffung der Zuckerprämien geschlossen. Dieselbe ist bisher nicht ratifiziert, und es ist mehr als unwahrscheinlich, daß bis zu dem hierfür bestimmten Tage, 1. August 1890, die Ratifikationen ausgetauscht werden sollten. Bei der Nähe dieses Termins beginnt die politische Presse die Frage zu erörtern, wie im Falle des Scheiterns der Konvention die deutsche Zuckersteuer-Gesetzgebung sich gestalten werde. Ein in verschiedenen Zeitungen wiederkehrender Artikel folgert dabei aus angeblichen Erklärungen der Reichs-Finanzverwaltung, daß in solchem Falle ein Verzicht auf die Rübensteuer aufgeschlossen sei und deutet an, daß die Einführung fester Ausfuhrprämien in Aussicht genommen sein möge. Derartige Erklärungen sind von den Vertretern der Reichs-Finanzverwaltung nicht abgegeben worden. Der Staatssekretär des Reichsschatzamt hat es vielmehr während der letzten Reichstagsessionen wiederholt abgelehnt, vor dem Ablaufe der Ratifikationsfrist der Londoner Konvention sich über die spätere Gestaltung unserer Zuckersteuer-Gesetzgebung zu äußern, und er hat dabei, in der Reichstags-Sitzung vom 25. Juni d. J., nur ausgesprochen, daß, wenn aus dem Zucker höhere Einnahmen für die Reichskasse gewonnen werden sollten, die Gestaltung des Gesetzes je nach der Entscheidung, welche der 1. August bringe, wahrscheinlich eine verschiedene sein werde.

Die „Frenzja.“ erhält von „beachtenswerther Seite“ eine Zuschrift, in welcher die Aeußerungen des Fürsten Bismarck im Gespräch mit dem Herausgeber des „Frankf. Journ.“ einer überaus scharfen Kritik unterzogen werden. In dieser für die Stimmung konservativer Kreise bezeichnenden Zuschrift wird ausgesprochen, daß ein längeres Schweigen zu den Aeußerungen des Fürsten Bismarck ein Verriß an der Lösung der Konservativen: „Mit Gott für König und Vaterland“ sei. Dann heißt es weiter:

„Wohin sind wir gekommen, wenn der gefeiertste Staatsmann des Jahrhunderts, den Deutschland in hervorragender Weise seine Einigung und Machtstellung zu verdanken hat, wenn der gewaltige Vorkämpfer für die Rechte und Privilegien der Krone — nun ihm wider seinen Willen, wie er wiederholt und gewissenhaft bekannt bleibt, die Zeitung der Staatsangelegenheiten aus der Hand genommen ist, — sich zum Heile des Vaterlandes für verpflichtet und nach allen Seiten hin, auch gegenüber der höchsten Stelle, für berechtigt hält, nicht allein seine von den Intentionen Sr. Majestät und deren gegenwärtiger Regierung abweichenden Ansichten stets von neuem hervorzubringen, sondern die Ideen des Monarchen und seiner höchsten Rathgeber einer abfälligen Kritik zu unterziehen! Fürst Bismarck spricht von den berühmten Erlassen vom 1. Februar als von einer „Lieblingsidee des Kaisers“, „auf der er bestanden habe“, und bezeichnet die ganze internationale Arbeiterschuttkonferenz, die auf die eigenste Initiative des Kaisers zurückzuführen ist und ihm die Bewunderung von ganz Europa eingetragen hat, als „eine einzige Phrasologie“, „ihre Ergebnisse gleich Null!“ Solche Kritik, vom Fürsten Bismarck geübt, verletzt das monarchische Gefühl und gefährdet die wichtigsten Staatsinteressen. Bisher war es in Preußen und Deutschland nicht üblich, daß die entlassenen Minister ihrer abweichenden Meinung Ausdruck zu geben und Fortgang zu verjassen für erlaubt hielten; selbst als bei den Verhandlungen zur Beilegung des Kulturkampfes Fürst Bismarck die Verantwortlichkeit für die Fehler dieses Kampfes von sich abzuschütteln und dem Minister Fall zuzuwenden suchte, hat dieser Minister in Bezug auf die öffentlich gegen ihn gerichteten Angriffe geschwiegen und nicht mit Gegenangriffen beantwortet, die ihm vermuthlich nicht schwer würden geworden sein. Fürst Bismarck hingegen greift, ohne daß ihn Jemand irgendwie provoziert hat, die innere und äußere Politik seiner Majestät an und schädigt und erschwert die Arbeit seiner Nachfolger im Amt; so wenn er die Erwerbung Helgolands als zu theuer, als unnötig, als möglicherweise gefährlich bezeichnet, und der Regierung vorwirft, daß sie zum „Sozialismus“ übergegangen sei.

Die „beachtenswerthe Seite“, deren Ausführungen die „Frenzja.“ Naam giebt, als „einen Zeichen der Stimmung, wie sie im Lande allmählich Platz greift“, meint schließlich, es sei kaum anders möglich, als entweder mit tiefer Trauer oder mit gerechtem Unwillen die veröffentlichten Mittheilungen zur Kenntniß zu nehmen. Entschieden Protest müsse aber gegen das Hineingehen der allerhöchsten Personen in die politische Debatte erhoben werden. Wenn Fürst Bismarck sich eine „gefallene Größe“ genannt habe, so sei er auf dem besten Wege, wenn er nicht bald einhalte, in anderem Sinne eine „gefallene Größe“ zu werden.

in den Bewegungen mehr den trohigen Bauern heranzuwürden. Es klingt bei Ihnen oft so, als wenn Bauer Barbaud, sondern irgend ein Graf spricht.

„Nun, wie geht's denn, Klara, hast Du gut geschlafen?“ fragte er sie liebevoll.

„Ja, danke, Lieber, ich fühle mich nur ein wenig ermattet.“

Auch Alfred war aufgestanden.

„Na, wir's denn überhaupt gehen?“ fragte er mittheilend.

„Sie mühen sich zu viel zu.“

„Ach, gewiß.“ antwortete sie leise, „die Fadet ist ja nicht so schlimm. Uebrigens hat's der Arzt mir ja erlaubt.“

— Sie verschweig allerdings, wie sie den Arzt um die Erlaubniß gebeten hatte. — „Hoffentlich wird's heute voll werden.“ fuhr sie fort.

„Ja, hoffe auch.“ sagte Alfred, „der Vorverkauf war gut, aber sagen Sie nichts zum Vater.“

„Gewiß nicht.“ erwiderte sie lächelnd, „ich weiß ja, der Aberglaube ist nicht auszutreiben.“

Frey hatte sich unterdessen mit halbgeschminktem Gesicht erhoben, sich rasch seinen gewöhnlichen Anzug übergeworfen und trat nun vor:

„Gestatten Sie, daß ich jetzt nachhole, was ich auf der Probe versäumt und mich Ihnen jetzt in einem allerdings unqualifizierbaren Aufzuge vorstelle.“

Die Verbindung der Bauernhose und Weste mit dem Handschuh, dazu das Gesicht, dessen eine Seite nur halbgeschminkt war, machte allerdings keinen besonders eleganten Eindruck. — „Mein Name ist Kolbe.“

Ihr Auge überglitt seine Gestalt. Seine Sprache gefiel ihm. „Indessen mochte sein Anzug sie doch nicht ganz ernst lassen. Auf ihren Lippen erschien ein Lächeln.“

„O ich bitte sehr.“ erwiderte sie freundlich, „das Verständniß lag ja nicht an Ihnen, ich mußte sofort nach unserer Szene heimgen.“ Das ist nun einmal bei uns Schauspielern nicht anders. Uebrigens haben Sie mir auf der Probe als Barbaud in unserer Szene gut gefallen.“

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau.“

„Ganz gewiß, indessen würde ich es besser halten, wenn Sie etwas weniger markirt sprechen würden und besonders

hat nachfolgende Verfügung veröffentlicht: „Das Uebergehen der auf Genehmigung zweitägiger Festfeier gerichteten seitens der zahllosen im Landkreise vorhandenen Vereine veranlaßt mich zu der öffentlichen Erklärung, solchen Anträgen nicht stattzugeben werde. Jene Vereine sind fast nur zum Zwecke des Müßigganges von innen gegründet und treten bei ihren Stiftungsfeiern in bestmöglicher Weise ein. Es ist deshalb hinreichend, für die letzteren eine tägliche Feiertage zuzulassen, zumal die Erfahrung lehrt, eine solche schon dem öffentlichen Wohl ebenso dem Glück und Wohlstand der beteiligten Familien. Die Sitten, auch Nichtmitglieder gegen Eintrittsgeld Feiern zuzulassen und andere Vereine einzuladen, von Gelegenheit zu kostspieligem Müßiggang und Wohlleben endlich in verächtliche Grenzen zurückzuführen die Polizeibehörde ist. Insbesondere die aus jungen Leuten bestehenden Vereinigungen bilden eine ernste Gefahr, da in solchen der schrankenlosen Vergnügungssucht mit unermäßigem Aufwand geföhrt, der verdiente Lohn vergeblich, aber auch durch dieselben die gute Sitten, sowie die Ruhe und Sicherheit empfindlich verletzt wird. Die Vereine zweitägige Feiere feiern, oder gar, wie eine schaft zu Langendreer, dreitägige beabsichtigen, so werden den Behörden nicht das geringste Entgegenkommen zu bewilligen, wenn die Erhaltung der ländlichen Polizeistruktur steht. Vorstehendes diene auch den Wirthen zur Warnung, sogenante Feste für mehrtägige Feiere errichten wollen. Den 1. Juli 1890. Der königl. Landrath: Spude.“

Die „Frenzja.“ erhält von „beachtenswerther Seite“ eine Zuschrift, in welcher die Aeußerungen des Fürsten Bismarck im Gespräch mit dem Herausgeber des „Frankf. Journ.“ einer überaus scharfen Kritik unterzogen werden. In dieser für die Stimmung konservativer Kreise bezeichnenden Zuschrift wird ausgesprochen, daß ein längeres Schweigen zu den Aeußerungen des Fürsten Bismarck ein Verriß an der Lösung der Konservativen: „Mit Gott für König und Vaterland“ sei. Dann heißt es weiter:

„Wohin sind wir gekommen, wenn der gefeiertste Staatsmann des Jahrhunderts, den Deutschland in hervorragender Weise seine Einigung und Machtstellung zu verdanken hat, wenn der gewaltige Vorkämpfer für die Rechte und Privilegien der Krone — nun ihm wider seinen Willen, wie er wiederholt und gewissenhaft bekannt bleibt, die Zeitung der Staatsangelegenheiten aus der Hand genommen ist, — sich zum Heile des Vaterlandes für verpflichtet und nach allen Seiten hin, auch gegenüber der höchsten Stelle, für berechtigt hält, nicht allein seine von den Intentionen Sr. Majestät und deren gegenwärtiger Regierung abweichenden Ansichten stets von neuem hervorzubringen, sondern die Ideen des Monarchen und seiner höchsten Rathgeber einer abfälligen Kritik zu unterziehen! Fürst Bismarck spricht von den berühmten Erlassen vom 1. Februar als von einer „Lieblingsidee des Kaisers“, „auf der er bestanden habe“, und bezeichnet die ganze internationale Arbeiterschuttkonferenz, die auf die eigenste Initiative des Kaisers zurückzuführen ist und ihm die Bewunderung von ganz Europa eingetragen hat, als „eine einzige Phrasologie“, „ihre Ergebnisse gleich Null!“ Solche Kritik, vom Fürsten Bismarck geübt, verletzt das monarchische Gefühl und gefährdet die wichtigsten Staatsinteressen. Bisher war es in Preußen und Deutschland nicht üblich, daß die entlassenen Minister ihrer abweichenden Meinung Ausdruck zu geben und Fortgang zu verjassen für erlaubt hielten; selbst als bei den Verhandlungen zur Beilegung des Kulturkampfes Fürst Bismarck die Verantwortlichkeit für die Fehler dieses Kampfes von sich abzuschütteln und dem Minister Fall zuzuwenden suchte, hat dieser Minister in Bezug auf die öffentlich gegen ihn gerichteten Angriffe geschwiegen und nicht mit Gegenangriffen beantwortet, die ihm vermuthlich nicht schwer würden geworden sein. Fürst Bismarck hingegen greift, ohne daß ihn Jemand irgendwie provoziert hat, die innere und äußere Politik seiner Majestät an und schädigt und erschwert die Arbeit seiner Nachfolger im Amt; so wenn er die Erwerbung Helgolands als zu theuer, als unnötig, als möglicherweise gefährlich bezeichnet, und der Regierung vorwirft, daß sie zum „Sozialismus“ übergegangen sei.

Wir lesen im „Volksblatt“ für Halle: Am Abend wurde auf unserer Expedition die Nummer 46 des „blatt“ vom 21. Mai wegen eines Artikels konfisziert. Manuskript zu demselben nicht mehr vorhanden war seitdem nahe an acht Wochen verfloßen — wurden die Lokaltitäten sowie die Wohnung des Redakteurs am — selbstverständlich erfolglos — nach demselben Hoffentlich erfahren wir bald, was die Polizei nach veranlaßt hat, diese Nummer zu konfisizieren. Jedenfalls nicht sein, sonst hätte man das „Vergehen“ beden müßen.

aus Sachsen, 14. Juli. „Affordbarkeit“ in Arbeit. Dieses in Arbeiterkreisen geltende Sprichwort eine unfreiwillige Bestätigung durch einen Artikel des „Bl.“ aus Sachsen. In demselben wird aufgeführt, Fabrikantenteuren die Neigung immer mehr schwinden, Gunsten der Arbeiter Neigung zu bringen, da man das das Alles nichts nütze. Eine Anschauung, die theilen, denn all die „Opfer“ der Unternehmer Arbeiter sind doch erst aus dem Arbeitsprodit der möglich. Dann heißt es aber: um so nothwendiger

in den Bewegungen mehr den trohigen Bauern heranzuwürden. Es klingt bei Ihnen oft so, als wenn Bauer Barbaud, sondern irgend ein Graf spricht. bei weitem mehr, wenn Sie die Leidenschaften eines Bauerngemüthes betonen würden.“

„Ich werde mich bemühen, gnädige Frau.“

Frey. — Er war äußerst erstaunt, diese Gedanken auszudrücken, die er nach seinen Erfahrungen muthet, in dieser Umgebung zu finden.

„Gewiß, es wird schon werden. Sie sollen fleißig sein, habe ich mir sagen lassen. Nur immer noch nicht unangenehm!“

„Im Gegentheil, gnädige Frau.“

„Bei uns wird Ihnen die Gelegenheit, Ihnen auszubereiten, nicht fehlen. Bei den drei, vier, die wir zu verwenden haben, können wir überhaupt Hauptrollen besetzen. Sie werden sich also Repertoire schaffen können. Doch ich will Sie nicht stören. Auf Wiedersehen! Guten Abend, meine

„Guten Abend.“

Klara ging in die Damengarderobe. Die Freyringen sie sofort und begrüßte sie herzlich. sonstigen Streites und der entgegengekehrten Charaktere sie doch alle inniges Mitleid mit dem Unglück, durchmachen mußte.

Brenner fuhr in seiner Schminkarbeit fort. Weile fragte Frey:

„Herr Brenner, wir haben auf der Probe diejenigen Szenen durchgemacht, in denen ich spielen dem die anderen Rollen besetzt? Die Reden der Bauern werden, wie ich höre gefrischen, den Camillard spielt der Nun bleibt aber doch noch der Martineau. dem den?“

„Meine Frau.“ antwortete Alfred.

„Ihre Frau?“ fragte Frey erstaunt. „In Kleidern?“

„Bewahre; aus dem Bauern Martineau eine Bäuerin, Frau Martineau.“

„Das nenne ich aber geschickt.“ fiel Frey lächelnd

die Abstell Arbeiter in. Klagen in der bei Alford und zu w. Reiziger bringt als gezahlt w. seinen Ver aber doch sprachen. Der daß diese sie das bittern. Das haupt in des Arb dann die sofort wi gezwungen licht auf Gleich terer Arbei Leistungs Die immer wi beiter ein Stellung kurvenfah angeführt doppelt v den Unter Mehrreiter noch extra beiter wi Fleiß stat Diese herrschend dem anbe Die vertheuert von Heid den Orter die Samt Liter 10f Sammelp als der e Die i gegen die und die sein sollen Einfuhr u gestatten. In 2 gründeten auf eine l wollen, die „Sibirien“ er aus, g wo die 1000 Per sind gewi nur 200 k Zomst g schleppen glücklicher Mehr als schickt, ob In den E inforberit wird. J Jahren die den Verfo würde, ja Brenn stets in die Frey beschmier der Str die schar Kolbe's Augen u verfertigt zwei Au Eigender einen pr die Aug „So fragen E ne Tabo Frey spanische der Dess Unterbes in drei wölbung Dreimaj Auge Frey d willenslos Mund. spiegel: „S er gute Wandor Frey als er f ihm v Kopf, h hervorhe Aussehe er rechte trohigen und sch

die Abstellung von Klagen zu bringen, die aus den Kreisen der Arbeiter immer und immer wieder laut würden und Berechtigung hätten. Als eine solche bezeichnet der Artikelschreiber die Klagen über die ungleiche Bemessung der Akkordlöhne. In großen Maschinenwerken herrsche in der That der Brauch, daß für die gleichen Leistungen bei Akkordarbeit verschiedene Löhne gezahlt würden und zwar in der Weise, daß ein Arbeiter, der fleißiger und angestrenzter arbeitet und darum mehr fertig bringt als ein anderer, für die einzelne Leistung niedriger bezahlt wird als dieser, so daß er zwar am Ende der Woche seinen Verdienst etwas höher brachte als der weniger Geschickte, aber doch nicht diejenige Mehrleistung erhält, die er beanspruchen darf.

Der Artikelschreiber der „Arb.-Ztg.“ plaidiert nun dafür, daß diese Ungerechtigkeit in der Lohnzahlung aufhöre, weil sie das Gerechtigkeitsgefühl der Arbeiter verletzt und sie erbittert.

Das ist vollkommen richtig. Das Akkordsystem ist überhaupt nur ins Leben gerufen worden, um die Ausnutzung des Arbeiters aufs höchste Maß zu steigern. Verdient also dann der Arbeiter nach Ansicht des Unternehmers zu viel, sofort wird der Akkordlohn gekürzt und wird der Arbeiter gezwungen, noch höher seine Kräfte auszunutzen, um möglichst auf den früher erhaltenen Lohn wieder zu kommen. Zugleich wird die so gesteigerte Akkordleistung der geschickteren Arbeiter das Normalmaß für die Leistungsfähigkeit der Arbeiter überhaupt, wonach sich die Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit und die Lohnhöhe bemessen.

Die Akkordarbeit ist also die Schraube ohne Ende, die immer wieder von Neuem angezogen wird, um aus dem Arbeiter einen höheren Mehrerwerb herauszupressen oder durch Stellung niedriger Waarenpreise dem Unternehmer die Konkurrenzfähigkeit zu erhöhen. Die von der „Allg. Zeitung“ angeführten Maximen Chemischer Fabrikanten sind aber doppelt verwerflich, weil sie noch auf einen Ertragsgewinn für den Unternehmer berechnet sind, der nicht allein aus der Mehrleistung des Arbeiters schon an sich einen größeren Mehrerwerb heranzuschlägt, sondern diese Mehrleistung auch noch extra gering bezahlt, also doppelt profitiert. Der Arbeiter wird für seine Geschicklichkeit und seinen größeren Fleiß statt belohnt — bestraft.

Dieses Blünderungssystem gegen den Arbeiter liegt im herrschenden ökonomischen System und das eine wird erst mit dem anderen beseitigt.

Wie der Zwischenhandel die Waaren und Lebensmittel verteuert, zeigt sich an den Preisen, welche die Sammler von Heidelbeeren für ihre mühevollen Arbeit bekommen. In den Orten längs der Elbe in der sächsischen Schweiz erhalten die Sammler für den Liter Heidelbeeren kaum 2 Pfg. Der Liter kostet aber in Dresden, also wenige Stunden vom Sammelpfad, 12—15 Pfg., also sechs bis sieben Mal so viel, als der eigentliche Arbeiter erhält.

Schweiz.

Die italienische Regierung hat verfügt, daß das am 27. Juni gegen die Einfuhr von Vieh aus der Schweiz erlassene Verbot und die Beobachtungssperre vom 13. Juli ab aufgehoben sein sollen. Infolge dessen hat der Bundesrath beschlossen, die Einfuhr von Kleinvieh aus Italien vom 14. Juli ab wieder zu gestatten.

Rusland.

In London hielt unter den Auspizien des vor kurzem gegründeten Vereins der „Freunde der russischen Freiheit“, welche auf eine bessere Behandlung der sibirischen Verbannten hinzuwirken wollen, der Nikhilist Fürst Peter Kravoskoin einen Vortrag über „Sibirien“. An 20 000 Männer, Frauen und Kinder, so führte er aus, gehen jährlich nach Sibirien. Das Gefängnis von Tomsk, wo die Gefangenen vertheilt werden, hat nur Raum für 1000 Personen, sollte aber 3000 fassen können. 600 Verbannte sind gewöhnlich gleichzeitig krank, das Hospital Tomsk kann aber nur 260 aufnehmen. Die Sterblichkeit ist deshalb groß. Von Tomsk geht es zu Fuß nach Ost-Sibirien. Viele Gefangene schleppen drei Ketten mit sich. Die Soldaten schlagen die Unglücklichen mit dem Gewehrkolben, um sie zur Eile anzuspornen. Mehr als 10 000 Personen werden jährlich nach Sibirien verschickt, ohne jemals vor einen Richter gebracht worden zu sein. In den Goldgruben wird Tag und Nacht gearbeitet, damit die erforderliche Menge Gold, 13 Zentner jährlich, zusammengebracht wird. Im Januar ist die Temperatur 34 Grad unter Null Fahrenheit. Fürst Kravoskoin schloß mit der Bemerkung, daß von den Verbannten ein Jeder nach Sibirien verschickt werden würde, falls er unter russischer Herrschaft lebe.

Brenner nahm unterdessen aus seinem Koffer, der stets in der Garderobe blieb, eine graue Perrücke und stillpte sie Frey auf den Kopf. Nachdem er durch ein mit Leim beschmiertes Cigarrenbändchen die Stirn der Perrücke mit der Stirn des Schauspielers fest verbunden hatte, farbte er die scharfe Spitze eines Streichholzes schwarz und zog auf Kolbe's Gesicht von der Nase zum Mund, zwischen den Augen und Augenbrauen spitzen ganz seine Striche. Dann versetzte er aus grauer Bartwolle zwei Badenbärte und zwei Augenbrauen. Nachdem er das Gesicht des vor ihm Sitzenden gepudert hatte, stellte er aus Mehl und Wasser einen prächtigen Klebestoff her, mit dem er die Bärte und die Augenbrauen auf Kolbe's Gesicht anklebte.

„So, nun geben Sie mir mal Ihren Kalabreser und fragen Sie Frau Bruschke, ob sie für Sie einen Stock und ne Tabakspfeife besorgt hätte.“

Frey that alles, was ihm geheißen. Als er leise an die spanische Wand geklopft hatte, kam ein entblößter Arm aus der Deckung hervor, der ihm das Verlangte überreichte. Unterdessen hatte Brenner die weiche Krempel des Kalabresers in drei Theile getheilt, diese mit Stenadeln an der Fingerring bestreift und steckte den so blitzschnell fertiggestellten Dreimaster, mit der einen Spitze zum linken Auge gewandt, fest auf Kolbe's Perrücke, gab Frey den Stock in die Hand und steckte ihm, der willenlos alles über sich ergehen ließ, die Pfeife in den Mund. Dann führte er ihn vor seinen kleinen Toiletten-Spiegel:

„So, nu schau's mal hinein,“ sagte Brenner. Wenn er guter Laune war, sprach er in seiner heimatlichen Mundart.

Frey sah in den Spiegel und fuhr fast erstaunt zurück, als er sein eigenes Ich erschaute, das in der Verkleidung ihm vollständig fremd vorkam. Der Dreimaster auf dem Kopf, der graue Bart, die tiefen Falten im Gesicht, die hervorstehenden Augenbrauen gaben ihm ein charakteristisches Aussehen. Das Aussehen wirkte auf sein ganzes Empfinden, er rechte sich unwillkürlich, sein Gesicht nahm einen harten, trohigen Ausdruck an. Er beugte sich herzlich bei Brenner und schritt in der Garderobe auf und ab, indem er bei

Amerika.

Die Schönheiten des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Die Verluste von Rindern und Schafen auf den westlichen Prärien — lesen wir im „Phil. Tagblatt“ — sind im vergangenen Winter, gemäß den Berichten des landwirtschaftlichen Departements in Washington wahrhaft erschreckend. Im Ganzen starben an Hunger und Kälte 1 214 488 Rinder und 2 281 189 Schafe. In bloß fünf Staaten und Territorien betrug der Verlust an Rindvieh aus den genannten Ursachen von 12 bis 15 pCt. und an Schafen von 17 bis 27,5 pCt. Man fragt: Ist es möglich, daß die Menschen so verroht und gefühllos sein können, ihre Heerden so erbarmungslos der Habgucht zu opfern? Viele dieser Thiere werden aus dem Süden, wo ein milder Winter herrscht, nach dem Nordwesten getrieben, um auf den Prärien zu grasen. Im grauen Winter mit seinen Stürmen und Blizzards, die manchmal 2 bis 8 Tage lang ununterbrochen wüthen, sind die armen Thiere ohne Schutz und Nahrung, und Langensie dereliegen dem Hunger und der Kälte. Sobald die Kadaver aufgethaut sind, gehen die Schinder und Schinderknechte hinaus, um den Opfern ihrer Habgucht die Häute abzugreifen. Der Weg, den sie nehmen, ist durch Thierleichen bezeichnet. Die Profite müssen ganz enorm sein, sonst könnten die Eigenhümer der Heerden nicht solche Verluste ertragen. Zu den Viehbaronen gehören auch ganz fromme Christen, die aber den Spruch: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes“, vergessen haben. Dieser Massenmord der nützlichen Thiere subet jeden Winter statt, aber das amerikanische Gewissen ist dagegen abgehärtet. Es ist wohl schwer, wenn nicht unmöglich, für so große Heerden Obdach herzustellen, aber Heu könnte im Ueberflus für sie aufgestapelt werden und Wasser läßt sich auch für sie beschaffen. Nur wenige Rinder würden verenden, wenn sie Nahrung genug hätten. Für Schafe, die im Sturm ganz hilflos, sind Ställe oder Schuppen im Winter ein unabwiesliches Bedürfnis. Dieselben ließen sich auch mit geringen Kosten herstellen, wenn nicht der Geiz vollständigen Besitz von dem geldhungrigen Amerikaner genommen hätte. Zu dieser grauenhaften Praxis leitet Verrechnung. Gerade wie Kornhändler es für vortheilhaft gefunden haben, Getreide zu zertrüben, um dadurch die Preise hoch zu halten, so ist es auch mit den Viehbaronen. Das Vieh vermehrt sich ihnen in „guten Jahren“, wenn Weiden reichlich und die Winter nicht zu streng sind, zu rasch. Dann lamentiren sie über die niedrigen Preise, welche sie bekommen. Hier ist die Gemeinschädlichkeit des kapitalistischen Systems, das nicht existirt, um Bedürfnisse zu befriedigen, sondern um Profite zu machen, auf die Spitze getrieben. Stellen wir uns nun einmal vor, daß Land wäre nicht den Kapitalisten überlassen worden und die Viehzucht, sowie die Schlachtung, Verpackung und Versendung des Fleisches nach allen Theilen des Landes würde auf Rechnung der Gesamtheit betrieben, etwa durch eine Assoziation von Arbeitern, unter Aufsicht der Regierung statufinden — was doch ganz gewiß möglich ist. Dann würden die erwähnten Gräueltatungen weggelassen und das Fleisch dem Konsumenten wahrscheinlich nicht mehr als die Hälfte dessen kosten, was er jetzt dafür bezahlt, nachdem die Viehlöhne den Bestand abschichtlich bezimern, dabei horrenden Profite machen und die Kommissionäre, Schlächter, Eisenbahnen und Zwischenhändler sämtliche Profite auf die Kosten schlagen. Kein vernünftiger Einwand ließe sich gegen einen solchen Plan erheben, da es sich um einen konzentrierten Betrieb im größten Maßstab handelt, welcher leicht kontrollirt werden kann.

Sien.

Die Cholera ist in Persien erloschen und erleichtert können alle diejenigen ansathmen, welche eine unmittelbare Verschleppung der Seuche nach Rußland und unmittelbar von da auch nach Westeuropa seit fast einem Jahre befürchtet haben. Der vom Großfürsten Michael, dem Statthalter des Kaukasus, beauftragte eingehender Untersuchung und ausführlicher Berichterstattung nach Persien abkommandirte Dr. Babajew theilte nach seiner erfolgten Rückkehr nach Tiflis offiziell mit, daß er weder in Teheran und Damadan, noch in Kirmanseh und Burdikan irgend eine Spur der Cholera hat entdecken können. Die persische Regierung hat dem Dr. Babajew während seiner Anwesenheit in Persien in zuvorkommender Weise nach Kräften Vorschub geleistet. In allen Moscheen wurde jeden Freitag eine von Popow, russischer Konsul in Teheran, in persischer Sprache verlesene Broschüre über die Cholera verlesen. Angesichts der schlechten hygienischen Zustände in Persien hält Dr. Babajew ein Wiederaufleben der Cholera in Persien keineswegs für ganz ausgeschlossen.

Versammlungen.

Die Agitation unter den Plätterinnen trägt erfreuliche Früchte. Der erst vor kurzem gegründete Verein ist in steter Zunahme begriffen. Er zählt schon über 600 Mitglieder. Mehr als der vierte Theil der Plätterinnen ist demnach jetzt schon organisiert. Das Interesse an der Vereinigung ist ein sehr reges. Das beweisen die gut besuchten Versammlungen. Am Montag fand ein

jedem Schritt den Spazierstock fest aufsetzte und halblaut einige Worte aus seiner Rolle vor sich hinstach.

Der Spaziergang Nachmittags hatte ihn außerordentlich wohl gethan, er fühlte sich so kräftig, so voller Laune, daß er meinte, er würde mit ganzer Empfindung spielen.

„Es ist übrigens noch fürchterlich früh, kaum ein viertel acht,“ sagte Alfred, „ich sehe gar nicht ein, warum wir uns so beeilen, vor acht Uhr fangen wir doch nicht an.“

Er nahm aus seiner Tasche die Hälfte einer Zigarre, steckte sie sich an seinem Lichte an und paffte munter drauf los. Derselbe Genüß konnte er sich geru gewähren, Hildegards lehtes Benefiz „Precioso“ war gut ausgefallen, sie waren also eine gute Weile vor Mangel geschützt.

Frey öffnete die Thür, die zur Bühne führte, und schritt zu dem Guckloch des Vorhanges. Der Zuschauerraum war durch eine Lampe spärlich erleuchtet. Nur drei halbwegsige Jungen saßen auf der letzten Bank und harrierten erwartungsvoll der Dinge, die da kommen würden. Frey atmnete tief auf. Seit er den Bühnenraum betreten, war ihm so eigenthümlich bekommen zu Muth. Es war ihm, als wenn er zum ersten Male spielen sollte, eine erwartungsvolle Schwere lag ihm wie ein Alp auf der Brust. Er machte einige große Schritte über die Bühne, er wollte im Geiste seine Rolle durägehen, es gelang ihm nicht. Seine Gedanken eilten stets zu Brenner's Frau hin, die alle Hohenstein nannten. Er dachte nicht an den Rath, den sie ihm gegeben, sondern nur an die Form, in der sie ihm die Rathschläge ertheilt. Wer mag sie sein, so dachte er, wie kommt sie hierher? Schon auf der Probe war sie ihm aufgefallen. Er dachte hin und her, fand aber keine Erklärung. Unruhig öffnete er die Thür zur Garderobe, aber gebannt blieb er auf der Schwelle stehen.

Zwischen Brenner und Alfred sah eine gebückte alte Frau, die ihm den Rücken zulegte. Auf dem Kopf trug sie ein blutrothes Tuch, unter dem ein Paar grauschwarze offene Flechten hervorquollen. Die Gestalt blüdete sich bei seinem Eintritt um, so daß er ihr Gesicht sehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

solche im „Böhmischen Brauhaus“ statt. Zunächst nahm man den Kassenbericht entgegen. Fräulein Liebe gab denselben. Danach betragen die Einnahmen 362,18 M., die Ausgaben 145,10 M. Es verbleibt demnach ein Kassenbestand von 217,06 M., welchen die Revisorinnen bei der Revision voranden. Ebenso sei die Abrechnung fehlerlos gewesen. Die Versammlung ertheilte deshalb der Kassierin Entlassung. Herr Dr. Bruno Wille sprach hierauf über: „Der Kampf um's Dasein in der Volkswirtschaft“. Diskussion „Schwarze Liste“ vorzugeben. Der Vorstand der „Gesellschaft der Wäschefabrikanten“ theilt dadurch den Mitgliedern der Fabrikanten-Vereinigung mit, daß 2 Plätterinnen ordnungswidrig entlassen worden sind. Durch dieses Vorgehen sind den beiden Plätterinnen die Arbeitsgelegenheit in Berlin abgeschnitten worden. Und warum sind die beiden Plätterinnen gemahnt, auf die schwarze Liste gesetzt worden? Weil sie nicht Lust hatten, einige Tage in der Fabrik bei Vorchert ohne Entschädigung auszusitzen. Sie forderten deshalb, wenn keine Arbeit mehr da ist, Entlassung und den ihnen zuständigen vierzehntägigen Lohn. Die beiden Arbeiterinnen haben nur von dem ihnen auf Grund der Gewerbeordnung zustehenden Rechte Gebrauch gemacht. Solchem Vorgehen der Fabrikanten wäre sofort die Spitze abgebrochen, wenn erst sämtliche Plätterinnen Mitglieder des Vereins sind. Dann hätten die Arbeiterinnen einen Rückhalt und die Fabrikanten würden keine Plätterinnen mehr bekommen, wenn sie derartig vorgehen. Die Anwesenden verpflichteten sich deshalb auch, dafür zu sorgen, daß sämtliche Plätterinnen, die dem Verein noch fern stehen, Mitglieder des Vereins werden. Und der Verein bietet thatsächlich Vortheile. Schon in der kurzen Zeit seines Bestehens konnte der Verein Probe davon ablegen. Der Verein bietet bekanntlich unentgeltlichen Rechtsschutz, den schon drei früher gemahregelte Plätterinnen in Anspruch genommen haben. Eine Sache, die das Frä. Liebe gegen die Firma Vorchardt, ist zu Gunsten der ersteren entschieden worden. Die beiden anderen Klagen schweben noch. Herr Wöhring theilte weiter mit, daß in nächster Zeit Fragebogen ausgegeben werden, die der Wahrheit gemäß auszufüllen sind. Folgende Fragen werden zu beantworten sein: 1. Wie lange sind Sie Plätterin? 2. Wie lange war Ihre Lehrzeit? 3. Mühten Sie sich verpflichten, nach beendeter Lehrzeit weiter zu arbeiten? 4. Wie viel Lehrgeld zahlten Sie und belamen Sie dasselbe wieder? 5. Wo haben Sie gelernt? 6. Wie viel haben Sie in den letzten 6 Wochen verdient? 7. Nehmen Sie Arbeit mit nach Haus? 8. Wie lange ist die Arbeitszeit in der Fabrik? 9. Wird Sonntags oder Ueberstunden gearbeitet? 10. Wie viel Lehrlinge sind zur Zeit im Geschäft? 11. Wird Lehrgeld abgezogen und wie viel? Die Versammlung verpflichtete sich darauf noch, den „Lokal-Anzeiger“ abzubestellen und auf das „Volksblatt“ zu abonniren. Einem weiteren Beschlusse gemäß finden die Vereinsversammlungen von jetzt ab nicht mehr Montags, sondern am ersten Dienstag eines jeden Monats statt. Am nächsten Montag findet eine öffentliche Näherinnenversammlung statt, für die rege agitirt werden möge.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum dafür abzugeben ist, dem Publikum zur Verfügung von Angelegenheiten allgemeinen Interesses zur Verfügung; sie verzichtet sich aber gleichzeitig bagagen, mit dem Inhalt desselben identisch zu werden.

Herr Redakteur!

In Nr. 155 d. Bl. ersuchte ein Herr Lehmann Aufklärung über den Verbleib des Ueberflusses von dem Streik der Vergolder (Methlow u. Ko.). Der betreffende Herr gab sich dieselbe zu gleicher Zeit, indem er einfach annahm, daß die Summe von 2198,80 M. in die Vereinskasse der Vergolder geflossen sei.

Wenn Herr Lehmann im Besitze solcher Erfahrungen ist, dann beneiden wir ihn nicht darum. Wir sehen den Sprechsaal dieses Blattes nicht für den geeigneten Platz an, diese Sache weiter zu verfolgen und diene es Herrn Lehmann zur Kenntniß, daß in unseren Versammlungen Gäste jeder Zeit willkommen sind.

Die Unterzeichneten halten es jedoch für ihre Pflicht, zu erklären, daß in die Vereinskasse der Vergolder von dem Ueberflusse kein Pfennig geflossen ist und ist die Sache hiermit für uns erledigt. Die Streikkommission der Vergolder wird jedoch in jeder unserer Versammlungen bereit sein, über die Verwendung dieses Geldes Rechenschaft abzulegen.

Was den Hinweis auf die Streik-Kontrollkommission betrifft, so wird dieselbe wohl am besten selbst wissen, was zu thun und zu lassen ist.

Das Vorgehen eines einzelnen Mitgliedes unserer Filiale überlassen wir der Allgemeinheit zur Beurtheilung.

Der Vorstand der Filiale Berlin des Verbandes der Vergolder, Goldbleimarbeiter und verwandter Berufsgenossen.

R. Wöhring, P. Mayer, S. Fries,
Vorsitzender, Kassierer, Schriftführer.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Einstellung beizubehalten. Persönliche Anworten sind nicht ertheilt.

Redaktion der „Volks-Zeitung“. Wir verstehen wirklich nicht, was Sie wollen. Wir haben einfach eine Resolution gebracht, die in einer Volksversammlung gefaßt wurde. Ob wir dieselbe kommentiren wollen oder nicht, hängt doch ausschließlich von unseren Belieben ab. Sie werden uns hoffentlich nicht zu befehlen haben, ob wir Sie unterstützen sollen; wenn Sie sich nicht stark genug fühlen, Ihre Gegner werfen zu können, binden Sie doch nicht mit ihnen an! Aber daß Sie verlangen, wir sollen Schulter an Schulter mit Ihnen gegen Berliner Sozialdemokraten kämpfen, das halten wir für eine Unterstellung. Wie wir nur mit einer absoluten Unkenntniß aller in Berlin in Betracht kommenden Umstände entschuldigen können. Haben wir vielleicht jemals in dieser oder in einer ähnlichen Weise um Ihre Gilfe gefleht?

W. 100. So gern wir Jedermann beifällig sind, bedauern wir doch Ihnen keine Auskunft ertheilen zu können. Sie müssen sich über die Lokalverhältnisse des betreffenden Ortes selbst informieren.

S., Falkensteinstraße. Ihr Bruder ist nicht berechtigt, einseitig den Zinsfuß Ihrer Hypothek auf 4 1/2 pCt. herabzusetzen. Verlangen Sie von ihm die zu Unrecht geforderten 1/2 pCt. und theilen Sie ihm mit, daß er auch in Zukunft 3 pCt. zahlen muß.

A. P. Nur wenn der Gläubiger bei Fortschaffung der Sachen nach der Pfandkammer weiß oder wissen muß, daß dieselben nicht Eigentum des Schuldners oder eines Dritten sind, muß er im Falle einer erfolgreichen Intervention des Eigentümers der Sachen denselben die Rücktransportkosten ersetzen.

O. B. Gophienstr. Nach § 151 der Gewerbeordnung muß die vom Vater oder Vormund des Lehrlings zur Aufhebung des Lehrvertrages abzugebende Erklärung den Inhalt haben, daß der Lehrling zu einem anderen Gewerbe oder Berufe übergehen werde. Vier Wochen nach Abgabe dieser Erklärung läuft dann der Lehrvertrag ab, und muß der Lehrherr dies und den Grund des Ablaufs in dem Arbeitsbuche vermerken.

A. F. 177. Da Sie wahrscheinlich noch nicht 50 Jahre alt sind, ist eine förmliche Adoption des vorehelichen Kindes Ihrer Frau nicht zulässig. Wenn Sie jedoch besondere Gründe anführen können, so wird möglicher Weise das Polizeipräsidium auf Ihren und des Vormundes Antrag genehmigen, daß das Kind in Zukunft Ihren Namen führt.

Theater.
 Mittwoch, den 16. Juli.
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
 Der arme Jonathan.
Wallner - Theater. Mamsell Noutouche.
Viktorin-Theater. Stanley in Afrika.
Sellealliance - Theater. Der Nautilus.
Kroll's Theater. Silvana.
Panfmann's Variété. Große Spezialitäten-Vorstellung.

**Hasenhaide
 Ausstellungs-Park.**

 Grosses Doppel-Concert.
 Tyroler Sängler.
 2153]
 16 Eingeborene aus dem Kitai-Lande.
 Vorstellung und Produktion
 von Nachm. 4-9 Uhr Abds. stündlich.

Englischer Garten.
 Direktion: C. Andress, Alexander-
 straße 27c.
 Auftreten der Kostüm-Soubrette Frau
 Belmont.
 Auftreten des Gesangshumoristen Herrn
 Jonas.
 Auftreten der Duettistinnen Geschwister
 de la Terra.
 Auftreten des Tanzkomikers Herrn
 Schmidts.
 Auftreten der Jano-Truppe.
 Anfang Wochentags 8 Uhr.
 Sonntags 5 1/2 Uhr.
 Entree Wochentags u. Sonntags 30 Pf.
 50 Pf. und 75 Pf., im Vorverkauf
 20 und 30 Pf.
 Der Garten ist an Vereinen f. Sommer-
 festlichkeiten m. Spezialitäten-Vorstellung
 zu vergeben.

**Stabliement Buggenhagen
 am Moritzplatz.**
 Täglich:
Grosses Garten-Concert.
 Direktion A. Hödmann.
 Dienstag und Freitag: Walzer-Abend.
 Wochentags 10 Pf.,
Entrée Sonn- und Festtags 25 Pf.
 Bei ungünstiger Witterung in den
 unteren Restaurationsräumen.
 Großer Frühstücks- und Mittagstisch.
 Spezial-Ausschank von Bahnhofs-
 Export-Bier, Seidel 15 Pf.
 Die oberen Säle bleiben bis auf
 Weiteres wegen Renovierung geschlossen.
 641 **F. Müller.**

Vassage 1 Er. 9 Uhr M. 5. 10 Uhr Ab.
Kaiser-Panorama.
 Hervorrag. Sehenswürdigk. d. Residenz.
 Zum ersten Male:
**Vassionspiele, Oberammergau
 und Umgebung.**
 Vielen Wünschen entsprechend:
**Zweite Wanderung
 durch das Riesengebirge.**
 Eine Reise 20 Pf., Kind nur 10 Pf.
 Abonnement 1 M.

Rheinländischer Tunnel,
 gen.: „Die Adèle Nagelhilfe“,
 Berlin N., Elsfasserstraße 78,
 gegenüber der Bergstraße.
 Im Lokal photographisches
 Atelier zur Benutzung. — Jeder
 Gast, auch wenn derselbe nur für
 10 Pfennige verkehrt, wird
gratis photographiert
 und erhält sein Bild sofort als
 Gratispräsent. Höchst schmerzhaft!
H. Schultze (mit n. g.).
 Einzige Atelier-Photographie
 der Welt. 1940

Achtung!
 Unterzeichnete empfiehlt den geehrten
 Parteigenossen seine selbstgefertigten
Zugharmonikas,
 pro Stück von 3-30 M.: außer-
 dem empfehle alle ins Musikfach ein-
 schlagende Artikel als Geigen, Pithern,
 Mundharmonikas u. s. w. nur in
 guter Waare. 2153
 Bei Bedarf obiger Artikel bitte die
 geehrten Parteigenossen mich unterstützen
 zu wollen.
 Händler erhalten Rabatt. Versandt
 franko gegen Nachnahme.
 Achtungsvoll
K. R. Glass,
 Accordeonfabrik,
 Brunnstraße bei Klingenthal.

Kinderwagen. Das gr. Lager Berlins
 Andrasstr. 23.

Th. Keller's Hofjäger. Hasenhaide. 1096
 Bergmannstraßen-Ecke.
 Heute, Mittwoch, den 16. Juli 1890:
Erstes großes Erntefest nach ländlicher Sitte, mit
 großem Ernte-Festzug, **Gratis-Verloosung etc.**
Großes Militär-Konzert. (Arnold.) Im großen **Ball.**
Marionetten-Theater, Volksbelustigungen. Abends: Fackelzug
 und bengalische Beleuchtung.
 Anfang 4 Uhr. Entree 15 Pf., vorher 10 Pf., Kinderbillets nur an
 der Kasse. Fenssen, Harken u. sind am Eingange zum Lokal zu haben. A. Froelich.
 Montag, 21. Juli: Zur Feier des guten Montags: Sommerfest der Buchbinder.

Neue Welt. Bergschlossbrauerei, Hasenhaide. 1021
 Heute, Mittwoch:
Ferien-Kinderfest. Gratis-Verloosung. Lebendes Schaaf.
Konzert und Komiker-Vorstellung.
 Von 4 Uhr Nachm. ab: Puppen-Theater, Stangenklettern, Wettrennen, Bonbonregen, Fackelzug.
Entree 15 Pfg., Kinder, die eine Nähn, ein Ge- 10 Pfg.
 schenl und ein Freilos erhalten.
 Morgen: **Colossal-Land-, Wasser- u. Kriegs-Feuerwerk.**
Donnerstag: Eroberung von Kilwa, unter Mitwirkung v. Negern, Matrosen, Arabern u.

Kgl. Preuss. 182. Staats-Lotterie.
 Hauptziehung vom 22. Juli bis 9. August d. J.
 65 000 Gewinne im Gesamtbetrage von 22 157 180 Mk.
Haupt- 600000 M., 2 à 300000 M., 2 à 150000 Mk.
 gewinne: etc.
 1117 Hierzu empfehle und versende:
Original-Loose ohne jede Bedingung 1/4 M. 230,
 1/2 M. 115, 1/4 M. 58, 1/8 M. 30.
Original-Loose mit Bedingung der Rückgabe nach
 beendeter Ziehung resp. nach Gewinn-
 empfang 1/1 M. 192, 1/2 M. 96, 1/4 M. 48, 1/8 M. 24.
Antheil-Loose von Originalloosen, welche sich in
 meinem Besitz befinden, 1/4
 M. 50, 1/8 M. 24, 1/16 M. 12, 1/32 M. 6, 1/64 M. 3, 25.
 Planmäßige Gewinnauszahlung.
 Zur Erhöhung der Gewinnchancen gebe ich auch Antheile an 5 und
 10 sortirte Nummern an in meinem Besitz befindliche Original-
 Loose ab und zwar 2/100 M. 12, 50, 10/100 M. 25.
Moritz Bab, Berlin W., Charlottenstrasse 50/51.
 Telegr.-Adr.: Prämienbab Berlin.

Vom 22. Juli bis 9. August
 täglich Ziehung letzter Klasse der
Königl. Preuss. Kl.-Lotterie
Originalloose 1/2 à 200 M., 1/4 à 115 M., 1/8 à 57 1/2 M., 1/16 à 30 M.
Antheilloose 1/8 à 25 M., 1/16 à 12 1/2 M., 1/32 à 6 1/4 M., 1/64 à 3 1/4 M.
 Porto und Liste 60 Pf. extra.
Richard Schröder, Berlin W. S., Telesphon Ia 2708.
 Filiale: Rosenthalerstr. 31.

Warnung!
 Der Streik der Hamburger Bauhandwerker dauert unverändert fort
 und ersuche ich alle im Baufach beschäftigten Arbeiter nicht nach dort zu reisen.
 Alle Hamburger Maurer, welche in Berlin arbeiten, werden dringend
 ersucht, am Sonntag, den 20. Juli, Vormittags 10 Uhr, Puttkamerstr. 18
 (Schulz's Restaurant) zu erscheinen. 1192
F. Zimmer, Kleine Hamburgerstraße 25a.

Achtung, Bildhauer!
 Wieder bewilligte Werkstätten:
Ferd. Ziemann, Wienerstr. 50. **Ferd. Kurznor,** Reichenbergerstr. 57.
 Neu bewilligt:
Griewahn, Brandenburgstraße 19.
 1124 **Kommission der Bildhauer.**

Große öffentl. Frauen-Versammlung
 für Friedenau, Steglitz und Umgegend
 am Freitag, den 18. Juli 1890, Abends 8 1/2 Uhr,
 im Kurhaus-Restaurant Friedenau.
 Tagesordnung: 1. Die Frauenfrage. 2. Diskussion. 3. Ver-
 schiedenes. **Herrn als Gäste haben Zutritt.** Zur Deckung der Unkosten
 findet eine Teller-sammlung statt. Es ist Pflicht aller Frauen, in dieser Ver-
 sammlung zu erscheinen. 1119 **Der Einberufer.**

Verein gewerblicher Hilfsarbeiter
 für Johannisthal und Umgegend.
Donnerstag, den 17. Juli, Abends 7 Uhr,
 in „**Denneberg's Salon**“ in Johannisthal:
Große General-Versammlung.
 Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Wahl des gesamten Vor-
 standes. 3. Besprechung über das geplante Sommerfest. 4. Verschiedenes und
 Vereinsangelegenheiten. Um sich über die durch Niedertracht einzelner Gegner
 in Umlauf gebrachten falschen Gerüchte zu orientiren, ist das Erscheinen sämt-
 licher Hilfsarbeiter dringend notwendig. 1127 **Der Vorstand.**

Sieben erschien:
Heft 8.
Dr. W. Zimmermann's
Großer Deutscher Bauernkrieg.
 Illustrierte Volksausgabe.
 Herausgegeben von **Wilhelm Bloss.**
 Preis pro Heft 20 Pfennig.
 Zu beziehen durch die Expedition, Beuthstrasse 3.
 Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Fachverein der Tischler
 Sonnabend, den 19. Juli, Abends 8 1/2 Uhr,
 in May's Festsälen (früher Heydrich), Beuthstr. 20.
 (Eingang von der Post):
General-Versammlung. Nr. 16
 Tages-Ordnung:
 Kassenbericht des Vorstandes. Bericht des Vorstandes, der
 Kontrollkommission und des Arbeitsvermittlers. Unterstützungsange-
 legenen und Fragelasten.
 Mitgliedsbuch legitimirt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.
 zahlreiches Erscheinen ersucht **Der Vorstand**

Verein zur Wahrung der Interessen
Gast- u. Schankwirths Berlins u. Umgegend
 Freitag, den 18. Juli, Nachmittags 4 1/2 Uhr,
 beim Kollegen **Gründel, Dresdenerstraße Nr. 116.**
General-Versammlung.
 Tagesordnung:
 1. Aufnahme neuer Mitglieder. 2. Ergänzungwahl des Vorstandes.
 angelegenheiten. 4. Verschiedenes und Fragelasten.
 Um rege Betheiligung ersucht **Der Vorstand**

Freie Vereinigung der Bau- u. gewerblichen
Hilfsarbeiter Schönebergs und Umgegend
 Donnerstag, den 17. Juli, Abends 8 Uhr, in der „Schöneberg“, Hauptstraße:
Mitglieder-Versammlung.
 Tages-Ordnung: 1. Die moderne Arbeiterbewegung und
 gelerten Arbeiter. Referent wird in der Versammlung bekannt
 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten. Mitglieder werden aufge-

Allgemeiner Arbeiterinnen-Verein
sämmtl. Berufszweige Berlins u.
General-Versammlung
 am Donnerstag, den 17. Juli, Abends 8 1/2 Uhr, in **Schneffer's**
 Inselstraße 10.
 Tages-Ordnung:
 1. Bericht des Vorstandes. 2. Kassenbericht. 3. Bericht der
 4. Abrechnung vom Maschinenball. 5. Ergänzungswahl des
 6. Statutenberathung. 7. Vereinsangelegenheiten. 8. Verschiedenes.
 Mitgliedsbuch legitimirt. — Herr Steinkopf, Landsbergerstr.
 ersucht, die Billets vom Maschinenball abzurechnen. 1120 **Der Vorstand**

Allgemeiner Metallarbeiter-Verein Berlin
 und Umgegend.
 Sonntag, den 20. Juli, Vormittags 9 1/2 Uhr
Ordentliche General-Versammlung
 im gr. Saal der **Brauerei Friedrichshain** (vorm.
 Tages-Ordnung:
 1. Kassenbericht und Bericht der Revisoren. 2. Bericht des
 3. Neuwahl des Vorstandes. 4. Beschlussfassung über eine Bibliothek
 und Befähigung der Bevollmächtigten. 5. Anträge. 6. Verschiedenes.
 Es ist Pflicht sämtlicher Mitglieder zu erscheinen. Mitgliedsbuch
 legitimirt. 1129 **Der Vorstand**

Große Schneider-Versammlung
 der Freien Vereinigung der Schneider Berlin
 Heute, **Mittwoch, den 16. Juli, Abends 8 1/2 Uhr,**
 in **Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77-79.**
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag des Herrn **Wes** über „Klassenhochmuth“. 2. Die
 3. Die Verleihung goldener Medaillen der Pferdeausstellung an die
 Adam, Benedikt und Hermann Hoffmann. Der Zuschneidelehrer
 4. Vereinsangelegenheiten. 5. Verschiedenes und Fragelasten.
 Alle Kollegen ladet ein **Der Vorstand**

Allgemeiner Metallarbeiter-Verein Berlin und Umgegend
Große Versammlung
 für **Friedrichsberg und Weissensee**
 am Donnerstag, den 17. Juli, Abends 8 Uhr,
 im **Konzert-Park Ostend, Frankfurter Allee.**
 Tagesordnung:
 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Wahl eines Bevollmächtigten
 Kassiers und eines Protokollführers für Friedrichsberg-Weissensee.
 verschiedenes und Fragelasten. **Der Vorstand**

Galvanisirende und Berufsgenossen Berlin
 und Umgegend.
Große öffentliche Versammlung
 am **Donnerstag, den 17. Juli, Abends 8 Uhr,**
 in **Feuerstein's Salon, Alte Jakobstraße 75.**
 Tages-Ordnung:
 1. Die moderne Arbeiterbewegung und die Sozialreform. Referent
 B. Werner. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.
 Es ist Pflicht aller Kollegen, in dieser Versammlung zu erscheinen.
 1190 **Der Einberufer.**

Lese-Club „Heine“
 Sonnabend, den 19. Juli 1890:
Großer Sommernachts-Ball
 in der Unions-Brauerei, Hasenhaide.
Um 12 Uhr Kaffeepause. Anfang 9 Uhr
Billets für Herren 50 Pf., Damen 25 Pf., sind in den mit
 versehenen Lokalen und bei folgenden Herren zu haben: **H. Kling**
 Heimstr. 18, Auergeb. 2 Tr.; **A. Hetterhof,** Knudstr. 31, 3 Tr.; **W.**
Sellealliancestr. 54, Hof part.; W. Müller, Bergmannstr. 96, Hof
A. Köhler, Schentendorferstr. 4, 4 Tr.

Edter Laugensalzzer Hauttabak,
 hergestellt nur aus besten Kentucky-Tabaken; zu haben in den meisten
 Handlungen Berlins und umliegenden Plätzen.
 Unsere Hauptniederlage Stralauerstrasse 39 giebt zu **Fabrikpreis**
Gebr. Adler, Tabakfabrik
 Langensalza 1. Thür.
 NB. Jede Rolle muß den Zettel mit unserer Firma enthalten.

Kultur und natürliche Menschlichkeit.

Es ist eine ganz eigene Sache um die sogenannte Kultur oder Gesittung. Während ja in Wahrheit viele wohlthätige Einrichtungen durch sie entstanden sind, wie z. B. Schulen und Erziehungsanstalten aller Art, Krankenhäuser, Anstalten für Taubstumme, Blinde u. s. w., dazu in Wissenschaft und Kunst großes und Erhabenes geleistet und Schätze erworben worden sind, muß auf der anderen Seite zugestanden werden, daß unter den Gliedern dieser gesitteten Gesellschaft noch die gemeinsten Leidenschaften wüthen, welche das Beste und Edelste, was geschaffen worden, verunreinigen und mit ihrem Gifte durchdringen, auf diese Weise dann gar zu leicht die Erreichung der schönsten Ziele und Zwecke vereiteln. Oder ist es etwa nicht als der größte Hohn auf die so viel gepriesene Bildung unserer Zeit zu bezeichnen, daß wir es noch nicht einmal so weit gebracht haben, Einrichtungen abzuschaffen, welche uns immer die gräßlichste Unmenschlichkeit, nämlich die Menschenschlächterei im Großen, den Krieg bringen? Wir erklären es für die tolle Ausgeburt eines barbarischen Aberglaubens, wenn irgendwo in religiösem Wahne Menschenopfer gebracht werden, bedenken aber nicht, daß in jedem Kriege Hunderttausende von jungen blühenden Menschenleben ihrem Götz hingeschlachtet werden.

Aber trotzdem man diesen krassen Widerspruch zugeben muß, ist man doch an dem Wahne fest, denn anders kann man die nur auf Erkenntnis der Wirklichkeit und Selbstverleumdung beruhende Ueberzeugung nicht nennen, wir könnten den sogenannten „Wilden“, diesen unentwickelten und unvollkommenen Heidenmenschen, eine größere und segensreichere Wohlthat erweisen, als sie mit unserer „Kultur“ zu beglücken und an deren Lebensformen zu gewöhnen. Unternehmungen, die nur in gewinnfüchtiger Absicht gemacht und unterhalten werden und bei welchen sich unsere vorwärtige Liebe tiefenden Christen gar oft den „Wilden“ gegenüber recht barbarisch benehmen, legt man einen „zivilisatorischen“ Berth bei. Junge Kaufleute, welche etwa nach Kamerun oder Ostafrika gehen, „um ihr Glück zu machen“, werden als Apostel der Humanität betrachtet. Missionsprediger, welche ihr Lebenlang einen Erfolg erzielen, kosten Annummen, während unter uns „Gebildeten“ und „Gesitteten“ das größte Elend vorkommt und die Stätten der bittersten Noth zu Sumpfgärten des Lasters und Verbrechens werden müssen.

Diesen Wahn nun so in seinem ganzen Umfange zu erkennen und selbstverständlich nach klarer und völliger Erkenntnis auch sich von ihm zu befreien, giebt es kein besseres Mittel, als das Studium der Völkerkunde. Die Berichte und Beschreibungen vom Leben und Treiben aller Völker der Erde und die vergleichenden Urtheile darüber lassen uns erst den Menschen in seiner Ganzheit erkennen, erkennen und würdigen. Ja, anerkennen wir zu unserem Erstaunen, daß auch bei uns trotz aller Besittung lange nicht alles Gold ist, weil es glänzt, und das vor „Gebildeten“ in gar vielen Fällen von „Wilden“ manches lernen können.

Die Völkerkunde zeigt es, daß es auch im Christenthum Fetischismus und Schamanenthum giebt. Aber schönen, erhabenen Gedanken und Anschauungen begegnen wir bei solchen Völkern. Als einmal ein christlicher Missionar einem Heidenweibe in salbungsvoller langer Rede alle die guten Eigenschaften und Vollkommenheiten des Christenthums vorzählte, freute er sich über das zustimmende Nicken der „Wilden“. Doch um so größer war sein Entsetzen, als ihm nach Beendigung seiner Rede die Heidin antwortete: „Ja, ja, grade so habe ich mir unsern Gott immer auch gedacht“.

Besonders ist es der Drang nach ungebundener voller Freiheit, den der Wilde durchschnittlich allen Vortheilen der ihm entgegengehaltene Kultur vorzieht, wenn diese eben die Opferung oder nur bedeutende Einschränkung jener verlangt. In dieser Beziehung stellt Oscar Peschel in seiner „Völkerkunde“ einige Thatsachen zusammen, die hier im Folgenden kurz wiedergegeben werden sollen.

Ein junger Botoludentenabne wurde von einer brasilianischen Familie in Bahia erzogen, besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doktorat und praktizierte eine Zeitlang in Bahia als Arzt. Eine tiefe Schwermuth war immer der Grundzug seines Charakters gewesen. Eines Tages verschwand er und nach Jahren erzielten seine Pflegereltern die sichere Kunde, daß er Kleider und Erziehung abgestreift habe und nackt mit seiner Horde in den Wäldern umherirre“.

Der Missionar Doboishoffler erzählt in seiner „Geschichte der Abigoner“ einen ganz ähnlichen Fall, der bei diesem Stamme vorgekommen ist.

Der verstorbene Admiral Fitzroy hatte einen Feuerländer nach England mitgebracht, wo er Jenny Button getauft, erzogen und eine Zeit lang in vornehmen Gesellschaften als Schönkind verhätschelt wurde. Um ihn nach seiner Heimath zurückzubringen, wurde eine Expedition gerüstet, auf der Charles Darwin seine Fahrt um die Erde vollzog. Jenny Button, der in Europa stets Handschuhe und blank gepulvete Stiefel getragen hatte, wurde, in seine Heimath zurückgeführt, sogleich ein nackter, ungewaschener und ungelammter Feuerländer, wie er gewesen war und unterschied sich 1855 nicht mehr von den Seinigen“.

Ein Australier, Namens Bungari, wurde in Sidney erzogen, erwarb sich auf dem Gymnasium Preise und sprach neben dem Englisch noch sehr gut Latein, dennoch lehrte er später in die Wildnis zurück und erklärte, die Erziehung habe ihm nichts genügt, als daß er sein Elend erkannt habe.

Von einem andern Australier, den er als nackten Schwarzen kennen gelernt, erzählt Georg Neumann, daß er ihm auf einer Reise am unteren Murray 1861 zugeführt worden sei, um ihm Auskunft zu ertheilen, und daß dieser „Wilde“ nicht nur ein fehlerloses Englisch gesprochen, sondern ihm auch in wenigen Sätzen die ganze zu durchmessende Strecke nebst den Namen der Hauptwörterlichkeiten in durchaus leserlicher Schrift mit Bleistift in das dazugehörige Taschenbuch gezeichnet habe. Er war damals 28 Jahre alt und auf einer Missionschule im Auslande erzogen worden.

Nordenskjöld fragte einst einen grönländischen Eskimo, ob er nicht zugebe, daß der dänische Statthalter mehr bedeute als er selbst, erhielt jedoch die selbstbewusste Antwort: „Das ist nicht so sicher; der Statthalter hat zwar ein größeres Bestiethum und Gehirt mehr Macht zu haben, aber es giebt Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muß — über mich hat niemand zu befehlen.“

Ganz besonders ist es die anhaltende, regelmäßige Arbeit, welche den freien Wilden nicht zusagt. Als die britischen und holländischen Ansiedler an der Ostküste der Ver. Staaten sich nieder ließen, bemerkte man dann und wann einen Eingeborenen, der von einer Anhöhe zuschaute, wie der Neubauer hinter seinem Pfluge herging. Allein die Neugierde dieses Amerikaners galt nicht etwa dem Wunsche, selbst die Ackerwirtschaft zu lernen, sondern der wilde Mann wunderte sich und schüttelte den Kopf darüber, daß es Menschen gäbe, die sich so abplagen mögen. Ja, unter den Negern Australiens giebt es nach vorliegenden Berichten sogar

ein Sprichwort, welches heißt: „Der weiße Mann arbeitet, nicht der schwarze Mann; der schwarze Mann ist von vornehmer Abkunft.“

Das stärkste Beispiel von der Anziehungskraft der ungehinderten Freiheit erzählt derselbe Missionar Doboishoffler. Eine spanische Dame von hohem Adel gerieth mit ihren Kindern in die Gefangenschaft der Abigoner und mußte längere Zeit in dieser Lage verharren, bis ein Lösegeld für sie gezahlt wurde. Als jedoch ihr die Erlösungstunde schlug, mußte sie sich mit Entsetzen darin finden, daß ihre zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, die unter den Nothhütten aufgewachsen waren, freiwillig auf die Rückkehr in die Kultur zu verzichten und es vorzogen, bei den Wilden zu bleiben.

Zum Schluß sei hier noch ein Stück aus dem Leben von Franz Liszt erzählt, welches der verstorbene Musikprofessor Nohl berichtet. Es war im Anfang der vierziger Jahre, während Liszt's Aufenthalt in Paris, als eines Morgens Graf Sandor Teleky bei ihm eintrat in Begleitung eines etwa zwölfjährigen, in Husarenjacke und verbräunte weiße Hosen gekleideten Zigeunerknaben, der eine Geige in der Hand hielt. „Hier bringe ich Dir ein Geschenk“, sagte der Graf zu dem Konzertmeister, der früher einmal den Wunsch geäußert hatte, mit einem musikalbegabten Zigeunerjungen einen Bildungsversuch machen zu können. Und nun machte sich Liszt auch mit allem Eifer daran diese Aufgabe zu lösen. Allein alle Mühe, aller Fleiß, alle Geldopfer führten nicht zum Ziele. Der junge Zigeuner wurde ein Pariser Student, der das für seine Privatkonzerter massenhaft eingenommene Geld in der leichtsinnigsten Weise verschwendete. Hauptsächlich der Musik aber war er vom Anfang an derart von seiner eigenen Leistungsfähigkeit eingenommen, daß er die ersten Künstler belächelte und auch eine von Liszt selbst gehörte Melodie zu stutzen und herauszuputzen glaubte. Die ersten Professoren des Konservatoriums, sowie später ein hervorragender deutscher Musiker bemühten sich ganz umsonst. Jahre waren vergangen, Liszt kam nach Wien und erhielt dort die dringende Bitte, seinen Schilling wieder zu seiner Horde zurückzuführen zu lassen. Der „Vater“ willfahrte, „Jozsy“ kam und unbeschreiblich war der Jubel, als er seine Genossen und Brüder umarmte. Noch einmal wurde seine Börse gefüllt, aber sofort, nachdem er von Liszt Abschied genommen, ward auch das Geld mit seinen neu erworbenen Stammesgenossen verjubelt. Später diente er als gemeiner Zigeuner im Daborjiner Regiment Cula Karoly und fühlte sich ungemein wohl, als früher in Paris.

Was in Vorstehendem mitgetheilt, sind allerdings nur einzelne Beispiele. Aber die Völkerkunde berichtet auch, daß ganze Stämme in den verschiedenen Erdtheilen lieber untergehen, als sich an einer anderen Lebensart zu gewöhnen. Bon den amerikanischen Nothhütten weiß man es schon lange. Ueber dieselbe Erscheinung anderswo möge hier noch folgendes Platz finden: Nicht Grausamkeit und Bedrückung haben irgendwo einen Menschenstamm völlig vernichtet, selbst neue Krankheiten, die Boden mit eingeschlossen, haben nicht Völker vertilgt und noch weniger die Brantweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruß. Die unglücklichen Bewohner der Antillen tödten sich auf Verabredung gemeindefeils theils durch Gift, theils durch den Strick. Ein Missionar in Oajaca vertraute dem spanischen Historiker Zurita, daß sich Horzen der Schantalen und Mejes verabredet hätten, jeden Umgang mit ihren Frauen zu entsagen, oder die neugeborenen Leibesfrucht durch Gift zu entfernen. Darin liegt denn auch die wahre Ursache des Aussterbens so verschiedener farbiger Menschenrassen, daß kein neues Geschlecht mehr unter ihnen keimt. Es ist die Abnahme der Geburt auf den hawaiischen Inseln und auf Tahiti, welche das Abschiednehmen befördert. Auf Tajo-Han, einer Insel der Mandanagruppe, verminderten sich im Laufe von drei Jahren die Einwohner von 400 auf 250 Köpfe, während in dieser Zeit nur 3-4 Geburten vorkamen.

Solche Erscheinungen zwingen zum ernstlichen Nachdenken. Um jedoch zu einer Lösung zu kommen, ist vor allem die Frage zu beantworten: Was sollen und wollen wir und — was sind wir? Auf die letzte Frage sagt der schon mehrfach genannte Oscar Peschel: „Wir alle sind Knechte der Gesellschaft, mühsam abgerichtet von unserer Jugend auf, um den Dienst eines Nades im Rahmenwerk des bürgerlichen Lebens, oft genug nur den einer Spindel oder Schraube zu verrichten. Den Verlust der Freiheit fühlen wir nie, weil man nie verlieren kann, was man nie besessen hat.“ Wenn dazu aber derselbe Schriftsteller meint, wir Kulturmenschen hätten dafür die geistige Freiheit und besonders die Freiheit vom trassen Aberglauben uns errungen, so muß man dieser Ansicht entgegenhalten, daß es auch mit dieser Freiheit bei uns sehr zweifelhaft bestellt ist. Oder will etwa jemand bestreiten, daß Vorurtheile, Wahn, blinder Glaube und in erster Linie der Vortheil herrschen und den gewohnten freien Geist knebeln und knechten? Oder darf ich etwa laut und offen die Wahrheit verkünden? Wenn es gewissen Leuten paßt und vortheilhaft erscheint, dann ja, wenn nicht, so wird die Wahrheit zum Irrthum und die Lage zur Wahrheit gestempelt. Nicht einmal die gepriesene Gedankenfreiheit ist mehr gesichert, denn es ist gefährlich, durch irgend ein Zeichen zu verrathen, daß ein Farn in mir lodert. Wenn aber der Mensch der gesitteten Gesellschaft die beste Zeit des Tages an seine Arbeit geschmiedet ist, so hat er erst daran zu denken und hier der Gedankenfreiheit huldigen, bringt immer Schaden und kann in der Nachbarschaft einer Maschine sogar das Leben kosten. Ist der Feierabend da, so ist der Mann der Arbeit froh, wenn er sich den Luxus der Schlaf- und Traummfreiheit gönnen kann. Wenn dich aber die Sorgen quälen, so ist es auch damit vorbei.

Daß es aber auch an Aberglauben in unserer gebildeten Zeit nicht fehle, dafür wird von gewisser Seite mehr als ausreichend gesorgt.

Bedenkt man nun, daß alle jene, welche nach den benutzten Berichten des Leben der „Wilden“ oder gar den völligen Untergang der ihnen angebotenen „gesitteten Lebensweise“ vorgezogen und vorgezogen, unsere Kultur in all ihren Theilen, Zuständen und Verhältnissen kennen gelernt haben, so wird man wohl behaupten dürfen, daß, wenn dies der Fall wäre, sie noch viel mehr für unsere Segnungen danken würden. Es sind ungefähr 100 Jahre, seit bereits der Dichter Seume in seiner poetischen Erzählung „Der Wilde“ auf diesen Punkt aufmerksam machte. Ein Indianer kommt bei Nacht und schlechtem Wetter an die Wohnung eines Europäers und bittet um Obdach, wird aber von diesem gebildeten Christen fortgejagt. Einige Zeit später verirrt sich dieser im Walde, die Nacht und ein Gewitter brechen herein. Wie froh ist er, ein Indianerzelt zu entdecken. Er erhält Obdach, Speise und Trank und ein Lager; am andern Morgen bringt ihn der Indianer sogar auf den rechten Weg, obgleich er ihn schon beim ersten Anblick erkannt hat, nun aber beim Abschiede erst von seinem Gaste erkannt wird. Der Dichter überläßt nun den Weisen seinem beschämenden Gefühl, den Euronen aber läßt er in die Worte ausbrechen: „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen!“

Doch, wir haben viel Schönes und Erhabenes, das geeignet ist, den Menschen zu bilden, zu heben und ihm das Leben

angenehm zu machen, aber — es ist dieses alles nur für Den vorhanden, der es kaufen und baar bezahlen kann. Wer das nicht vermag, gleicht eben dem auf der Straße hungernden und frierenden Bettelkinde, das durchs Fenster alle Herrlichkeiten sieht, er ist hinausgeschlossen und zum Entbehren verurtheilt. Muß ich aber nicht an einer Kultur irre werden, welche in all ihren gepriesenen Errungenschaften es noch nicht einmal so weit gebracht hat, trotz alles Ringens und ehrlichsten Strebens mich, das mitwirkende Glied der Gesellschaft, vor Hunger und Frost zu schützen? Was soll denn der Mensch? Der Dichter Neuhaus möge diese Frage beantworten:

Was soll die Rose mehr als duftend blüh'n?
Was soll die Nachtigall denn mehr als Lagen?
Was soll die Sonne mehr als Flammen sprüh'n?
Was soll der Baum denn mehr als Früchte tragen?
Was soll der Mensch vergebens sich bemühen,
Den falschen Götzen thöricht nachzujagen?
Was soll der Mensch nach anderem Leben streben?
Was soll der Mensch denn mehr als menschlich leben?“

Lokales.

Patriotismus der Unternehmer. Die Handelszeitung des „Berl. Tagebl.“ Nr. 943 läßt sich betreffs der Juni-Submission der Eisenbahnverwaltung in Elberfeld aus Breslau ungefähr folgendes schreiben:

„Es ist dies ein noch nicht dagewesener Fall, der den Beweis liefert, daß der Bedarf zur Zeit ein besonders dringlicher nicht ist und daß die Verwaltungen nicht geneigt sind, höhere Preise zu bewilligen, als nach ihrem Ermessen der Marktlage nach angemessen sind. Sicherlich haben gerade die Eisenbahnen das größte Interesse, die heimische Montanindustrie kräftig und blühend zu erhalten, da aus derselben die größten Transporteinnahmen erwachsen, und wenn sich die Behörde gleichwohl zu jener bisher nicht dagewesenen Ablehnung sämtlicher Offerten entschlossen hat, so ist darin ein deutlicher Hinweis an die Werke zu erblicken, den Vogen nicht zu straffen zu spannen. Die Schienenwerke haben ihre Offerten im Verlaufe des vorigen Jahres analog der Steigerung der Walzisenpreise in die Höhe gesetzt.“

Dann folgt eine Aufzählung der erzielten Preise, die bis zu 160 M. pro Tonne gehen und am Schluß heißt es dann:

„Es scheint, daß nach Ansicht der Eisenbahnverwaltung in den jetzt in Elberfeld abgelehnten Offerten, deren niedrigste auf 152 1/2 M. gelaufen, dem Rückgang nicht hinreichend Ausdruck gegeben ist; möglicherweise steht auch die neuerdings erlassene Bestimmung, nach welcher Lieferanten vor den Submissionen Abmachungen mit Konkurrenten zum Nachtheil des Fiskus nicht treffen dürfen, mit jener Elberfelder Ablehnung im Zusammenhang.“

Hier wird in netten Worten die Wenachtheiligung des Fiskus, wenn auch nur indirekt, zugegeben. Die „Eisen-Zeitung“ ist darin noch offener, indem sie schreibt, daß für das Ausland die Preise des Syndikats überhaupt nicht gelten. Also das Ausland braucht die höheren Preise überhaupt nicht zu zahlen. Und dann faßelt man von Patriotismus und hält den Arbeitern ihre Vaterlandsliebe vor? Die Herren scheinen nach dem Grundsatze zu handeln: richtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach unseren Thaten. Wir werden es uns merken.

Im Verfall der sozialen Reformen. In diesem Frühjahr verunglückte auf dem Schlachtfelde der Industrie der Schleifer Karl Redding. Die Verletzungen, die er infolge einer Explosion davontrug, waren so schwere, daß er denselben schon nach 3 Tagen erlag, eine Frau mit zwei unmündigen Kindern zurücklassend. Da in die ihres Ernährers beraubte Familie sehr bald die Noth einzog, wendete sich Frau Redding mit einem Schreiben, in dem sie ihre Lage darlegte, an die zuständige Berufsgenossenschaft, welche ihr am 25. April antwortete, daß der Vorstand bereits in die Untersuchung des Unfalles eingetreten sei, und daß derselbe nach Abschluß der Verhandlungen der Frau Redding endgiltigen Bescheid ertheilen werde. Aber Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne daß der erwartete Bescheid eintraf, bis sich schließlich vor einigen Tagen der zuständige Waisenrath mit folgendem Schreiben an den Vorstand der Berufsgenossenschaft wendete: Frau Redding, wohnhaft Gr. Frankfurterstraße 4, macht mir soeben die Anzeige, daß sie sich mit ihren 2 minorrennen Kindern in der gr. Bitten Noth befindet. Der Mann derselben, K. R. war bei dem Metallschleifer Herrn Biesch, Krankstr. 4 und 5 mehrere Jahre beschäftigt, und ist am 31. März d. J. daselbst verunglückt und am 3. April d. J. gestorben. Da nun die Frau R. bei ihrem krankhaften Zustande und bei der demnachstigen Entbindung nicht im Stande ist, für die Kinder und sich den Unterhalt zu beschaffen, so sehe ich mich genöthigt, in meiner Eigenschaft als Waisenrath für dieselbe einzutreten und Sie ergebiten zu bitten: derselben auf schleunigstem Wege ihre zukommende Unterstützung zu übermitteln, da die Armenkommission für die Frau R. mit ihren beiden Kindern in diesem Falle nicht eintreten kann, da die Hülfe der Berufsgenossenschaft bereits nach dreizehn Wochen zu verfolgen hat. Falls Sie nun nicht sogleich geneigt sein sollten die Unterstützung anzuzahlen, so würde ich um Ihren gütigen Bescheid bitten u. s. w. Nach Durchsicht dieses Schriftstücks ertheilte der Vorstand den lakonischen Bescheid, daß der Fall am 18. d. M. zur Verhandlung gelangen werde. Nach § 51 des Unfallversicherungs-Gesetzes ist jeder Unfall, der eine länger als 3 Tage andauernde Arbeitsunfähigkeit oder den Tod zur Folge hat, von dem Betriebsunternehmer innerhalb 48 Stunden der Ortspolizei-Behörde anzuzeigen. Derselbe ist nach § 53 verpflichtet, den gemeldeten Fall „sobald wie möglich“ einer Untersuchung zu unterziehen, während nach § 58 die Genossenschaftsorgane „sogleich“ nach Abschluß dieser Untersuchung die Entschädigung festzustellen haben. — Als Unterlage für die Höhe der zu leistenden Entschädigung dienen die Lohn- und Gehaltsnachweisungen, welche nach § 60 die Mitglieder der Genossenschaften innerhalb „einer Woche“ einzureichen haben. Trotzdem also aus dem klaren Wortlaut des Gesetzes unzweifelhaft hervorgeht, daß die Hinterbliebenen so schnell wie möglich entschädigt werden sollen, braucht die Norddeutsche Gieß- und Ueidelmetall-Industrie-Genossenschaft „dennoch“ über 15 Wochen, ehe sie einen Fall erledigt, resp. die Höhe der Unterstützung feststellt! Was inzwischen aus einer kranken, hochschwangeren Frau mit zwei unmündigen Kindern wird, darum kümmert sich Niemand. Die Armenkommission verweigert, wie der Herr Waisenrath bestätigt, ebenfalls die Hülfe, und es bleibt daher solchen Unglücklichen nur die Wahl zwischen Betteln oder Verhungern, zwei Dinge, von denen das eine ebenso unzulässig, wie das andere schmerzhaft ist. Wenn angeichts solcher Vorgänge nicht die Ueberzeugung aufdämmert, daß unsere Zustände in jeder Hinsicht unzulässig sind, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen.

Die umfangreichen Wasserbauten, welche gegenwärtig in Berlin ausgeführt werden, gewähren uns ein deutliches Bild

von der fortschreitenden Vervollkommnung des Maschinenwesens und zugleich von der Verdrängung und Ersetzung der Menschenkraft durch die Maschine.

Ein Gang nach dem Mühlenstamm ist lohnend in dieser Beziehung. Geht man, Eintritt in das ummauerte Baugebiet zu erlangen, so sieht man Dampfmaschinen in Thätigkeit, welche verschiedenen Zwecken dienen. Da fällt zunächst die Dampfmaschine auf. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat sie ihre heutige Vollkommenheit erlangt. Wie noch heute auf wenig umfangreichen Bauten Menschenkraft zum Nennnen verwendet wird, so war es bis noch vor wenigen Jahren überall der Fall. Es tritt uns daher auf diesem Gebiete recht augenscheinlich die Wirkung entgegen, welche die Maschine auf sozialem Gebiet ausübt, wie sie jetzt wahrhaft verheerend Arbeiter erwerbslos macht, während, wenn ihr Zweck nicht hauptsächlich sonderer Beurteilung unterstellt wird, sie den Menschen von aufstrebender, übermäßig anstrengender Muskelarbeit befreit, um ihn fähiger zu machen zur Ausbildung in Wissenschaft und Kunst.

Da die Konstruktion der auf dem Mühlenstamm-Bauten jetzt gebrauchten Dampfmaschinen ein Produkt neuester Zeit ist und deswegen noch Vielen unbekannt sein wird, so möge eine kurze Erläuterung gestattet sein.

Statt der bisherigen Konstruktion, zufolge welcher ein in einem feststehenden Zylinder befindlicher Kolben mit daran befestigter Pleuelstange durch den in den Zylinder eintretenden Dampf in Hin- und Herbewegung gesetzt wird, ist hier die entgegengesetzte Anordnung getroffen worden. Kolben und Pleuelstange sind unbeweglich, letztere steht auf dem einzurammenden Pfahle und der in den Zylinder geleitete Dampf hebt diesen, der zugleich den Pleuelstange bildet, in die Höhe. Hat der Dampf die nötige Höhe erreicht, so wird durch einen Zug mit einer von einem Mann geführten Seile das am unteren Ende des Zylinders befindliche Ventil, das den Dampf aus demselben entweichen läßt, geöffnet, während gleichzeitig der am oberen Ende des Zylinders befindliche Dampftritt abgeseilt wird, und der Dampf, Zylinder, vermöge seiner eigenen Schwere auf den Pfahl schlägt. Die Pleuelstange, welche diese Dampfmaschine gegenüber der durch Menschenkraft betriebenen hat, besteht in der größeren Wirkung der Schläge, da der Dampf viel schwerer ist und höher herabfällt, wie bei der Handmaschine und daß die Schläge weit schneller hintereinander und ohne Unterbrechung erfolgen, 40 in einer Minute. Wenn die Leistung dieser Dampfmaschinen auf das Fünffache der älteren Methode veranschlagt wird, so ist diese Schätzung eher zu gering als zu hoch.

Eine zweite, ebenso weit greifende wie ingenieure Verbesserung des Dampfbaggers ist hier ebenfalls in Thätigkeit und mit demselben Resultate, wie bei der Dampfmaschine. Während auch hier bis vor wenigen Jahren Menschenkraft den Vaggon in Bewegung setzte, diese dann durch Dampfkraft ersetzt wurde, wobei die bisherige Einrichtung des Baggers aber dieselbe blieb, so ist auf diesem Gebiete eine völlig neue Konstruktion eingeführt worden, die mit der bisherigen nicht das Geringste gemein hat. Auf einem Pfahle befindet sich ein um seine Achse drehbarer Dampftrichter. An einer Kette, welche sich auf eine Trommel, je nach der erforderlichen Bewegung, auf ober abwärts und über eine am oberen Ende des Schrägbaumes befindliche Rolle läuft, befindet sich ein Greifer, ein Instrument, welches sich am besten mit den etwa eine Handbreite auseinander gehaltenen Händen, deren Finger so weit auseinander stehen, daß sie sich in einander schieben lassen und dann geschlossen sind, vergleichen läßt. Dieser Greifer öffnet sich beim Herablassen ins Wasser, seine Finger erfassen den Boden, in den sie sich bei der Bewegung des Zusammenschließens, das durch Ausziehen bewirkt wird, eingraben und heben ihn aus dem Wasser. Der Vaggon wird dann mit dem gefüllten Greifer über den neben dem Pfahle liegenden Kahn geschwenkt, der Greifer öffnet sich und läßt den erfassten Boden fallen. Die Vorzüge dieses Baggers vor dem nach älterer Art bestehenden in seiner größeren Leistungsfähigkeit, da der Greifer bis 1 Kubikmeter Boden ausheben kann, das Wasser vollständig abläuft und eine Umladung vom Vaggon in den Kahn, mittelst welchem der Boden aus der Stadt geschafft wird, erübrigt, da derselbe, wie schon gesagt, sofort in den Kahn aus den Greifern und zwar auf die richtige Stelle fällt. In etwa 6 Stunden erhält ein Spreelahn seine volle Ladung. Uebrigens ist jetzt ein solcher Bagger oberhalb der Zannowbrücke neben dem Restaurant Kaisergarten in Thätigkeit. Wer sich für diese neue Baggermethode interessiert, kann sie sehr gut von der Brücke aus beobachten.

Ferner findet bei diesen Bauten die Dampfkraft Verwendung zum Wasser-Auspumpen und zum Anziehen alter Pflöge. Anstatt der früher gebrauchten hölzernen Schrauben findet hierbei der Dampftrichter ebenfalls Anwendung und zwar mit großem Erfolge.

Nur mit Hilfe der Dampfkraft ist es möglich geworden, diese schwierigen Wasserbauten in dem Maße zu fördern, wie wir sie heute sehen, und wenn man bedenkt, wie wenige Personen im Verhältnis zu dem großartigen Baue bei demselben beschäftigt sind, so kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß, wenn eine Verringerung der bisherigen Produktionsweise nicht bald eintreten sollte, die Zeit nicht fern sein wird, in welcher sich die jetztige Zahl der Arbeitslosen um das Zwanzigfache vermehrt haben wird. Wenn man kaum wagt, die Konsequenzen solcher sich rufender zukünftiger Zustände auszuzeichnen, so muß man erstaunt sein über den Leichtsinne oder die Unwissenheit, mit welcher die jetzt die Macht in den Händen habenden Klassen in den Tag hineinleben.

Probleme der Zukunft. Im wissenschaftlichen Verein zu Lynn in Massachusetts hat Professor G. Thomson sich über die Probleme der Zukunft, mit denen sich Wissenschaft und Technik in der nächsten Zukunft zu beschäftigen haben werden. Obgleich er es für möglich hielt, den Propheten zu spielen, da bezüglich der Fortschritte, welche die Zukunft bringen werde, eigentlich nur persönliche Ansichten auszusprechen seien, besonders da gegenwärtig eine große Zahl neuer Wege eröffnet seien, die erfolgreich beschritten werden, so drange indessen doch Vieles zu der Ueberzeugung, daß vor Allem auf dem Gebiete der Elektrizität wahrscheinlich die größten und wichtigsten Fortschritte zu erwarten sind. Eine glänzende Zukunft erhoffte sich der Verwendung der Elektrizität im öffentlichen wie privaten Leben, und obgleich auf diesem Felde schon Großes geleistet sei, so bleibe doch noch weit Größeres zu leisten übrig. Heute z. B. bietet es noch den Darlegungen des Vortragenden keine besonderen Schwierigkeiten mehr, elektrische Maschinen von 500 und 600 Pferdekraft zu konstruieren, während vor noch nicht langer Zeit 50—60 Pferdekraft die Grenze des Erreichbaren bezeichneten. Der Tag wird kommen, wo derartige Maschinen von mehreren tausend Pferdekraft verlangt werden, um bewegende Kraft in großem Maße zu übermitteln und die ausgedehnten elektrischen Beleuchtungsanlagen von einer einzigen Zentralsation aus zu speisen. Das Ideal, dessen Erreichung anzustreben bleibt, ist die Versorgung alles dessen, was der Mensch bedarf an Licht, Wärme und Arbeitskraft, durch einen einzigen Kanal. Wir können hoffen, daß es eines Tages möglich sein wird, die elektrische Energie direkt durch Verbrennung der Kohle zu erhalten; allein die bisherigen Erfolge lassen noch in keiner Weise den Weg absehen, auf welchem man zu diesem Ergebnisse gelangen wird. Zukünftig werden — daran ist nicht zu zweifeln — die Schienenwege der Fortbewegung durch elektrische Kraft dienen, und zwar nicht die Bahnen in den großen Städten und die Nebenlinien, sondern nicht minder die Hauptstrecken. Dabei ist nicht einzusehen, weshalb alsdann die heutigen Geschwindigkeiten nicht sollten beträchtlich übertraffen werden. Mit stationären Maschinen und elektrischen Lokomotiven wird es möglich sein, Geschwindigkeiten von 160 Kilometern in der Stunde zu erreichen, ja, bei Anwendung genügender Vorsichtsmaßregeln dürfte sich sogar eine Geschwindigkeit von 240 Kilometern in der Stunde erzielen lassen. Ich bin überzeugt, meint Professor Thomson, daß diese Ziffer die

Geschwindigkeit der Eisenbahnzüge nach hundert Jahren bezeichnen wird, denn die Schwierigkeiten des Problems sind durchaus nicht unübersteiglich. Ein anderes, nicht minder ausichtsloses Gebiet ist dasjenige der elektro-chemischen Anwendungen. Man kennt die Dienste, welche die Elektrizität bereits bei Aufschmelzung der Metalle und deren Reindarstellung geleistet hat. Jede chemische Operation ist, im Grunde genommen, nichts Anderes, als eine Aenderung der Affinität oder eine Lossetzung der Theile, welche die Körper bilden. Da aber die Elektrizität ihre Einwirkung auf diese Affinität ausübt, so ist einleuchtend, daß alle chemischen Operationen durch den elektrischen Strom geleitet werden können. Auf diesem Felde harren noch zahlreiche Untersuchungen der Ausführung, allein es ist immer sehr selten, einem Forscher zu begegnen, welcher zugleich vollkommenen Chemiker und vollendeter Elektriker in einer Person ist. Ich gebe, führt Professor Thomson fort, noch weiter und wage zu sagen, daß, da alle Operationen, das Wachstum der Pflanzen eingeschlossen, auf chemischen Reaktionen beruhen, unsere Nahrungsmittel dereinst mit Hilfe der Elektrizität erzeugt werden können. Wir werden die Elemente zwingen, sich so zu verbinden, wie sie dies in den Pflanzen auf dem natürlichen Wege thun und auf diese Weise werden wir in Zukunft die Energie eines Wasserfalles zur Erzeugung unserer Nahrungsmittel verwerten können.

Ein Normal-Jahr, die ihren Beruf verfehlt, die man nämlich von der einen Straßenseite aus nicht sehen kann, befindet sich am ehemaligen Oranienburger Thor. Vor demselben hat man vor einigen Jahren ein Bäumchen gepflanzt, welches aber in diesem Jahre eine so üppige Blätterkrone entfaltet hat, daß man vor den grünen Zweigen die Uhr nicht sehen kann. Dem Magistrat wird wohl nicht übrig bleiben, als dem Baum einen andern Platz anzuweisen.

Der volksthümliche Berliner Minnegesang empfängt seine fruchtbarsten Anregungen, wie sich dies seit einiger Zeit beobachten läßt, durch Tanzmelodien, die sich dem Gedächtniß leicht einprägen und denen dann, so recht aus der Mitte des Volkes heraus, ein Text untergelegt wird. Poetische Kunstwerke sind das freilich nicht, aber das volksthümliche Empfinden kommt dabei doch in seiner ganzen Eigenartigkeit zum Ausdruck. Am Sonntag Abend hörte man in den heimkehrenden Vorortzügen — das Singen während der Fahrt wird von den Wagenbeamten nicht unterbunden — nach einer neuen Walzermelodie folgende Strophen singen:

O Du mein Max, mein Max, mein Max!
Seine wie Wachs, wie Wachs, wie Wachs!
Egen wie Juth, wie Juth, wie Juth!
Dir bin ich jut, ja jut, ja jut!

O Du mein Fritz, mein Fritz, mein Fritz!
Näse so spitz, so spitz, so spitz!
Baden so roth, so roth wie Blut!
Mutter dem Fritz dem bin ich jut.

Die Kuppenoth ist in diesem Jahre in einzelnen Vororten Berlins erschreckend groß. Man findet vielfach Bäume, an denen buchstäblich kein Blatt mehr ist; selbst die Nadelbäume, welche in der Regel von Kuppen verschont bleiben, sind diesmal arg zerfressen. Die Verwüster sind meist Schwammspinnerräupchen, welche ihrer Haare wegen nur von sehr wenigen Vögeln, z. B. dem Kukuk, vertilgt werden. Da sich das Ungeziefer jetzt verpuppt und in wenigen Tagen der Flug der Schmetterlinge beginnen wird, so sollte man eifrig darauf sehen, alle abgekehrten Eier zu vertilgen. Dieselben befinden sich in großen flachen Haufen in einem dichten braunen Haarkit, welchen der Schmetterling an Bäume, Säune, Mauern etc. meist in etwa Manneshöhe absetzt. Nur durch sorgsamste Vertilgung dieser Nester, zu welcher amtlich angehalten werden sollte, kann der Kalamität im nächsten Jahre vorgebeugt werden.

Verder, die Obstammer Berdres, ist mit der Ernte von süßen Kirichen, Stachelbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren nicht zufrieden. Die Blüthe begann 4 Wochen früher als im vorigen Jahre, so früh, wie sie während der letzten zwanzig Jahre nur noch zwei Mal sich einstellte. Dennoch gab es die ersten reifen Stachelbeeren erst eine Woche später als im Vorjahre. Die Bäume blühten nach und nach ab, weil die Temperatur kühl war. Während der Befruchtungsladungen regnete es mehrfach, und da die Blüthenfülle schon nicht sehr groß war, folgte ein nur mittelmäßig starker Fruchtanfang. Während des Reifens wirkten wieder Regen, niedere Temperatur und Mangel an Sonne ungünstig. Die reife Frucht wurde also nicht in erwünschter Weise groß, farbig und schmackhaft; wo sie die richtige Größe erlangte, schied die gute Geschmacks. Trotz alledem war das Verderische Früchtholz wieder das beste auf dem Markt. Nun ist es mit den süßen Kirichen in Verder vorbei; das, was noch an den Bäumen hängt, platzt und fällt infolge des andauernden starken Regens. Selbst Johannisbeeren, die man sonst bis zum Herbst am Strauch sich halten sah, fallen in diesem Jahre. Seit einigen Tagen pflückt man saure Kirichen.

Die ersten Birnen bemerkte man in diesen Tagen in den Marktballen und Fruchthandlungen. Es ist dies eine kleine Art Birnen, welche, trotzdem sie unscheinbar und weniger schmackhaft wie alle anderen Sorten, dennoch wegen ihrer Frühreife sehr beliebt sind. Auf dem platten Lande findet man sie überall und nennt sie Ernte- oder Ausbirnen, da sie, wie auch wieder in diesem Jahre, mit dem Roggen zugleich reif werden. Da Viele, die jetzt in Berlin wohnen, entweder auf dem Lande geboren sind oder sich zeitweilig dort aufgehalten haben — so sind ihnen auch die Erntebirnen nicht nur bekannt, sondern sie rufen auch angenehme Erinnerungen bei ihnen wach. Aus diesem Grunde ist es erklärlich, daß diese süßen Birnen guten Absatz finden.

Ein Doktor, der sich Schulke nennt, veröffentlichte vor etwa zwei Jahren die Ergebnisse umfangreicher von ihm gemachter Beobachtungen und Studien über die Fortbildung des Biergeruchs und Geschmacks durch die Sonnenstrahlen; er hatte in der erwähnten Schrift eine größere Anzahl von Gründen gesammelt, die ihn sänftlich zu dem Schlusse führten, daß gutes Bier den Sonnenstrahlen und dem Tageslichte nicht ausgesetzt werden dürfe, da die Lichtstrahlen eine chemische Veränderung des Bieres bewirken und empfehle es sich aus diesem Grunde, Bier nicht aus Gläsern, sondern aus undurchsichtigen Gefäßen zu trinken. Herr Doktor Schulke hat nun seine Bierstudien fortgesetzt und neuerdings eine weitere wichtige Thatsache zur Unterstützung seiner Ansichten über die Unzweckmäßigkeit der Biergläser gefunden. Das zu Trinkgeräthen bei uns verwendete Glas enthält nämlich viel Oxid, wenn auch nur in ganz geringfügigen Mengen. Das Bier aber enthält stets Kohlenäure und diese besitzt die Eigenschaft, das im Glase enthaltene Bleioxid aufzulösen und dem Bierre beizumischen. Für einen passivierten Biertrinker besteht also, wenn er sich eines durchsichtigen Trinkgeräthes bedient, die Möglichkeit, daß er seinem Organismus ein gewisses Quantum Bleioxid zugleich mit dem Bierre zuführt. Herr Doktor Schulke meint, daß eine solche beständige Zufuhr von Bleioxid keineswegs so ganz unerheblich sei. Nun ist aber in einem einzelnen Trinkglase die Menge des Bleioxids nur eine geringe. Jeder Besitzer eines Stammweidels hat also nur ein Interesse daran, daß dasselbe in Bezug auf Bleioxid gründlich ausgewaschen wird und das besorgt wiederum die Kohlenäure des Bieres. Die Kohlenäure aus diesen Thatsachen ist also wohl in dem bekannten § 11 niedergelegt und befindet sich also darin, daß feisiges Biertrinken aus demselben Glase die Gefahren einer Bleivergiftung vermindert. Ob diese Gefahr überhaupt die größte beim Biertrinken ist, darüber Schweigt Herr Doktor Schulke.

Hans von Horn, so schreibt die „Post“, war ein schneidiger Marschall. Das eiserne Kreuz I. und II. Klasse schmückten seine Brust und die Narben auf seiner linken Hand rührten von einem Oranienpflücker her, welcher bei Spichern unmittelbar neben ihm eingeschlagen war. Hans von Horn war Beamter geworden und als Wittwer sehnte er sich wieder nach einem Weibe. Er zog

vor, durch ein hiesiges Blatt auf dem nicht mehr ungenutzten Wege eine junge Wittwe von 35—40 Jahren mit dem Vermögen von 3000 M. zu suchen. Er als höherer Beamter einem Jahresgehalt von 8000 M. konnte das wohl ertragen und siehe da, es meldete sich auch bald darauf eine der Ständen angehörige Wittwe, welche den Ansprüchen des Hans von Horn vollaus genigte. Man trat in Kontakt, stellte sich dann vor und der stattliche Herr Oberleutnant dem einem Menschenkenner nur das merkwürdig unruhige der Augen nicht hätte gefallen können, that sich darauf zu Gute, daß er bei dem Kaiser Friedrich III. Friedrichsden „Ehrenlegationsschreiber“ hatte verfallen. Jetzt war er sogar von der Börse nach dem Königl. Hofe berufen worden, um dort bei Kaiser Wilhelm II. seinen Kreuzer wegen, wie er sagte, Dienst zu thun. Hans war schon einmal verheiratet. Er hatte eine reiche eine Ausländerin geheiratet, welche ihm ein großes hinterlassen habe, welches ihm aber jetzt von der Gerechtigkeit gemacht werde. Braut und Bräutigam waren sehr der 16. Juli, also der heutige Tag, sollte festlich werden; es ist der Geburtstag des Herrn Hans von Horn, hatte auch seine sämtlichen Unterbeamten zu dem Fest laden. Am verfloffenen Sonntag wollte man eine Charlotteburg machen, an der sich auch der Braut, ein alter, angesehener Pensionär, wollte. Tags zuvor hatte Herr Hans von Horn fällig sein Portemonnaie vergeffen und mußte doch die Zahlung von 600 Mark leisten. Wie fatal! Um so fataler die Braut absolut keine Neigung hatte, für den Bräutigam zu machen! Mißgestimmt ging der Bräutigam machte die Charlottenburger Brautfahrt ohne ihn, er glaubte die Braut gut zu thun, einmal bei der Kriminalnachfrage zu halten. Bereitwillig legte ihr der Kriminalkommissar den Band — Betrüger und Heiratsschwindler des Verbrecher-Albums vor; da — sie traute ihren Augen prange gleich als Exter, als Hauptmatador der Bräutigam. Darunter war zu lesen: Hermann 9. 11. 88. Granger bei Neu-Ruppin geboren, geflüchteter Schwindler. Wegen Betruges 3 mal mit Gefängnis bestraft. Zuletzt aus Mönchen entlassen am 8. 11. 88. Und die „ehrenwerthen Narben“ auf der linken Wange, sondern Kennzeichen eingetragen: Verurtheilte Fleder.

Zum Todschlag in der Mülkerstraße. Die Obduktion der Leiche des in der Nacht zum Sonntag 23-jährigen Posthilfsboten Willy Wartsch hat vorgestern 10½ Uhr im Leichenhause stattgefunden. Der Todtschläger Otto Frucht wurde in Gefangenkleidern, unter Bewachung zweier Kriminalbeamten, behufs Vernehmung an die Leiche des Wartsch geführt. Frucht erklärte dem Untersuchungsrichter, Landgerichtsrath Friedländer: „Ich Mann nicht, aber einer ist mir zu Leibe gekommen und ich mit dem Messer ordentlich etwas versetzt.“ Auf die Wunde: „Frucht, wie konnten Sie nur zum Messer greifen sich so zum Mörder stempeln“, wurde Frucht selbst Obduktion selbst hat ergeben, daß der Wartsch nicht allein den ihm von dem Frucht zugesügten Messerhieb, sondern Schlagsader an der rechten Seite des Halses durchschnitten worden ist, sondern als Hauptursache des so plötzlichen ist die Zerreißen innerer Organe, welche durch Frucht haben, erkannt worden. Am Montag früh sind durch bezugsweise Kriminalpolizei noch eine Straßendienste Inhabler, welche sich auch bei der schaurigen That weniger theilhaftig haben sollen, verhaftet worden. Die Obduktion ist Frucht wieder gefesselt nach Moabit transportiert worden.

In der Plutheit in der Mülkerstraße wird daß der zweite, von dem Steinbruder Frucht verwundet nicht Kern, sondern Schulz heißt. Derselbe ist auch noch gestorben, sondern wurde vorgestern Vormittag in der Char Prof. Bardeleben operirt. Der Eingriff war ein zweifacher die 3 Zentimeter lange Messerspitze innerhalb des Schädels nochmals gebrochen war. Der Operirte, der keine einer Gehirnverletzung gezeigt hatte, befindet sich den nach wohl und wird mit dem Leben davonkommen.

Ein merkwürdige Geschichte passirte vor einigen Monaten Tochter eines angesehenen städtischen Beamten. Das 17jährige Martha A. kam am 11. Juli Nachmittags mit einem Monate alten Knaben auf dem Arm in das Polizeirevier am Alexanderplatz und erzählte Folgendes: Auf ihrem kam sie an dem genannten Tage gegen Mittag auf dem Eingangportal zum Schleisichen Bahnhof und sah hier steinernen Treppe ein junges jüdisches Weib sitzen. Auf dem trug die Jüdin ein etwa fünf Monate altes Knäblein, sich ein hübsches 14-jähriges Mädchen an dem Kniee Neugierig trat Fräulein A. an die Gruppe heran und auf sprang das 19-jährige Weib auf und erzählte in brochenem Deutsch, sie käme aus Amerika und nach ihrem Heimathort Bialystok in Rußland müsse sie aber den Bahnhof-Vorsteher aussuchen, seien ihr mehrere Gewächtsche verloren gegangen, stohlen worden. Unter Thränen bat das Weib alsdann leidig gewordene Mädchen, ihr doch einen Augenblick zu halten, sie käme gleich wieder. Dann entfernte sie dem 14-jährigen Mädchen, ohne in den nächsten Stunden zulehren. Das arme Fräulein durchstöberte mit ihrem vorigen Post den ganzen Bahnhof, fand aber keine Jüdin. Nunmehr trug sie in ihrer Verzweiflung das Mädchen vor Hunger heilig zu schreien anfang, nach dem Polizeibringen wollte. Man schaffte das kleine Wesen sofort städtischen Waisenhaus und leitete die Nachsorge nach dem ein. Die russische, gebrochen deutschsprechende Jüdin ist jetzt 19 Jahre alt, hat schwarze Augen und Haare, blaues Gesicht, ist bager und war bekleidet mit einem bordenen Stattenkleid, schwarzblauen Wintermantel und trug ein wollenes Tuch um Kopf und Hals.

Einen traurigen Abschlus hat das Schicksal Angehörigen des in Großlauendorf a. O. wohnhaften Meißner D. gefunden. Derselbe hielt sich während des Jahres bei in der Weberstraße wohnhaften Bekannten auf und dachte heute die Heimreise anzutreten. Als er nun vorgeladet vergnügt auf dem Nachhausewege begriffen war, brach er kurz vor seiner Wohnung infolge eingetretener Gehirnverfall zusammen und wurde sofort nach dem städtischen Krankenhaus Friedrichshain überführt. Derselbe kam er aber nicht zu Besinnung, sondern verschied trotz aller sofort angestellten belebungsvoruche innerhalb weniger Stunden. Die Angehörigen wurden sofort telegraphisch von dem traurigen Vorfall in richtig.

Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich am Abend 9 Uhr in der Kurstraße. Auf einem Kohlenwagen Firma St. saßen neben dem Kutscher H. drei Knaben, der des Firmeneigenthümers und zwei Söhne des Kutschers. Durch plötzlichen Aus des Gesäßes fiel nun der sechsjährige Sohn Kutschers von seinem Sitze herab und blieb zwischen dem und einem der Vorderäder hängen. Der Vater beugte sich herab um den Sturz des Kindes aufzuhalten; dabei fiel indes so unglücklich auf das Straßenpflaster, daß ihm ein Rad über den rechten Unterschenkel ging. Vorübergehende für die Ueberführung der beiden Verunglückten, von dem Knabe nur leichtere Verletzungen erlitten hatte, nach der vorgelagerten Vormittag in der Oranienstraße. Derselbe an einem eisernen Gartenzäum der Schlossergasse M. und sich dabei über die scharfen Spigen des Zaunes. Die beiden Loren die Hüfte ihren Halt und M. fiel mit voller Wucht auf eisernen Spigen, so daß er sich die eine derselben in

bohrte. herbei u ward er tragen u Krankens Mi vorgezerr Nähe de Micham noch überfalle Er wur zwischen dürfte. Au angangener Unglücks in Begle Sch, als sehen sei man d der ruck n zugelen d dieselbe Der Ver Krankenl Grd Aussschac Anallastf legten an dem brin bisher g aufgestell Roderun Streifenl gelegen gebenden 40 Pf. leaten si sammlun industri einberufe Auf der 80. Juni der Vell Diferent Delegirte hierauf 3 h r e e es jst r Bürgerst wird nu Vol bekante ertranf dem Han tiefe Kar Hinterlo dem Laz erschlo f junges m mittelst such, sich mittelst f aus der gerufen Wohn zeitig in sein ge gleitung mit eine der jäng geriech i Verlekun geriech d des Unt bracht vor dem Brände

Ein Br trag, T im Bew renkung ihm na Tagesbe Der Um als Bau und 20 der Un zusehen Grabsch Einer m i s s e f i a n d e 20 p C t

Ein 88. Alt maaren des 2. P bam, de sich dur gediegen Gewicht 30 M. b herausg in der die Th daß er können sei der i gesagt, dies geg daß Sil es aber schäft g Gerichts 14 L a

Ein Landger Gegen leute H aus B I ch e n Mühlen als Erb Michels Nagten, bindung ihn hatt meinsch

bohrte. Auf das Geschrei des Unglücklichen eilten Hausgenossen herbei und befreiten ihn aus seiner entsetzlichen Lage. Bewußtlos ward er, schwer verletzt, nach der nächsten Sanitätsstation getragen und, nachdem er dort die erste Hilfe erhalten, mittelst Krankenwagens nach einem Krankenhause überführt.

Mit entsetzlichen Verletzungen am Hinterkopf wurde vorgefunden ein etwa 40jähriger polnischer Arbeiter in der Nähe der Pulverfabrik bei Spandau aufgefunden. Der gräßlich Mißhandelte vermochte Arbeitern, welche ihn auffanden, nur noch mitzutheilen, daß er, im Begriff, zur Arbeit zu gehen, überfallen worden wäre; dann schwand ihm das Bewußtsein. Er wurde nach dem Krankenhause gebracht, woselbst er inzwischen den augenscheinlich tödlichen Verletzungen erlegen sein dürfte.

Unvorsichtiges Eingehen mit Schusswaffen hat in vergangener Nacht in der Neuen Friedrichstraße einen schweren Unglücksfall herbeigeführt. Um genannte Zeit passirte die Straße in Begleitung mehrerer Freunde der 18jährige Schlosserlehrling Sch., als plötzlich ein lauter Knall ertönte und Sch. zum Entsetzen seiner Begleiter laut schreiend zu Boden stürzte. Während man den halb Ohnmächtigen aufhob, bemerkte man, daß er an der rechten Brustseite ein stark blutende Schusswunde hatte. Sch. lag nämlich auf seinen nächtlichen Wanderungen unter dem ungeknüpften Hock ein geladenes Taschentuch und hatte sich dasselbe auf dem Wege durch Unvorsichtigkeit von selbst entladen. Das Verletzte wurde sofort mittelst Droßchke nach dem städtischen Krankenhause am Friedrichshain überführt.

Erdarbeiter-Streik. Die auf Spandauer Gebiet mit den Ausschachtungsarbeiten für die Charlottenburger Schwemmanalstation beschäftigten Erdarbeiter verschiedener Nationalitäten legten am 11. Juli, Abends, die Arbeit nieder und verharrten seitdem beim Ausstand. Eine Mehrforderung von 5 Pf. bei einem bisher geübten Stundenlohn von 25 Pf. hatten die Arbeiter aufgestellt. Die Unternehmerfirma weigerte sich indessen, dieser Forderung nachzugeben, trotzdem ihr von den Wortführern der Streikenden vorgelegt worden war, daß bei der völligen Abwesenheit der Arbeitskräfte und der hieraus von selbst sich ergebenden Vertheuerung des Lebensunterhalts ein Stundenlohn von 40 Pf. gefordert werden müsse. Nach einstündiger Beratung legten sie Alle insgesammt die Arbeit nieder.

Das Sozialistengesetz lebt noch! Einer öffentlichen Versammlung von Arbeitern und Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie, die zum Montag Abend nach Grätwils Bierhallen einberufen war, wurde die polizeiliche Genehmigung verweigert. Auf der Tagesordnung stand: 1. Fortsetzung der Diskussion vom 20. Juni (über den Kongress). 2. Was haben die Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie vom Schneider-Kongress zu erwarten? Referent: Frau Thier aus Berlin. 3. Festsetzung der Delegirtenzahl. Der Einberufer, Herr Pfeiffer, meldete hierauf eine neue Versammlung ohne das Referat der Frau Thier an, aber auch diese wurde einfach verboten. Man will es jetzt noch mit einer dritten Versammlung am 21. Juli, in den Bürgerschulen, Dresdenstraße, 96 versuchen. Auf der Tagesordnung wird nur die Kongressangelegenheit stehen.

Polizeibericht. Am 14. d. M. Morgens sprang ein unbekannter Mann bei der Nationalgalerie in die Spree und ertrank. — Zu derselben Zeit stürzte der Arbeiter Maschner vor dem Hause Kolontschir, 20 infolge eines Fehltritts in die 2,90 m tiefe Kanalisationsgrube und erlitt außer einer Verletzung des Hinterkopfes eine Verfrachtung des Rückgrats, so daß er nach dem Lazarus-Krankenhause gebracht werden mußte. — Vormittags erschoss sich, anscheinend in einem Anfall von Geistesstörung, ein junges Mädchen in seiner Wohnung in der Charlottenstraße mittelst Revolver. — Nachmittags machte ein Mann den Versuch, sich im Chausseegraben vor dem Hause Greißwalderstr. 40 mittelst eines Bindfadens zu erdrosseln. Durch Vorübergehende aus der Schlinge befreit, wurde er alsbald ins Leben zurückgerufen. — Zu derselben Zeit versuchte ein Mann sich in seiner Wohnung in der Friedenstraße zu erhängen. Er wurde noch rechtzeitig losgeschneitten und nach dem Krankenhause am Friedrichshain gebracht. — Als der deutsche Hoffmann Abends in Begleitung seiner beiden Söhne im Alter von 13 und 6 Jahren mit einem leeren Kohlenwagen die Kurstraße entlang fuhr, fiel der jüngere Knabe an der Ecke der Holzgartenstraße vom Wagen, gerieth unter die Räder und erlitt anscheinend schwere innere Verletzungen. Hoffmann, welcher seinen Sohn sehsalten wollte, gerieth dabei ebenfalls unter die Räder und trug eine Quetschung des Unterschenkels davon. Beide wurden nach der Charité gebracht. — Am 14. d. M. fanden in der Voermann'schen Fabrik, vor dem Schlesischen Thore und in der Dragonerstr. 24 kleinere Brände statt.

Gerichts-Beitrag.

Aus dem Schiedsgericht in Unfallversicherungssachen. Eine Prinzipienfrage kam jüngst vor dem Schiedsgericht zum Austrag. Der Arbeiter Johann Gruß erlitt am 26. Oktober v. J. in einer Gewerbetriebe den Bruch zweier Rippen und eine Verletzung des Schultergelenkes. Nach erfolgter Heilung wurden ihm nach Maßgabe eines auf 3 M. 68 Pf. berechneten Tagesverdienstes zunächst 20 pCt. der vollen Rente zugesprochen. Der Umstand nun, daß sich Verletzte während einer Stellung als Bauwächter gesucht und nimmere sein Einkommen, Gehalt und 20 pCt. Rente, ein höheres ist, als vor dem Unfall, wehrt der Unfallgenossenschaft Veranlassung, die Rente auf 10 pCt. herabzusetzen. Das Schiedsgericht ließ indes diesen Grund der Herabsetzung nicht gelten, sondern sprach den Grund aus, daß einer verdienen könne, was er wolle, die Unfallrente müsse ihm nach Maßgabe seiner körperlichen Zustände werden. Es bleibt demzufolge bei 20 pCt. der vollen Rente.

Eine Anklage wegen Falscherei wurde gestern vor der 88. Abtheilung des Schöffengerichts gegen den Gold- und Silberwarenhändler Moritz Heiman verhandelt. Am Nachmittage des 2. Februar d. J. wurde dem Angeklagten durch dessen Nachbarn, den Handelsmann Dove, ein junger Mensch zugeführt, der sich durch Mißthatschein als Graveur Beck auswies und der eine gediegene Silberplatte zu verkaufen hatte. Heiman stellte das Gewicht derselben auf 511 Gramm fest, zahlte dem Verkäufer dafür 30 M. 50 Pf. und an Dove für seine Vermahlung 3 M. Es hat sich herausgestellt, daß die Silberplatte aus einem Diebstahl herrührte, der in der russischen Fabrik in der Marxstraße ausgeführt war, die Thäter sind bereits bestraft worden. Der Angeklagte erklärte, daß er in dem Geschäft etwas Verdächtigtes nicht habe finden können. Er habe 6 Pf. für das Gramm Silber bezahlt und das sei der übliche Preis bei einem Mißhändler. Der Verkäufer habe gesagt, daß er das Geld zur Miethe brauche und er habe ihm dies geglaubt. Der Sachverständige, Juwelier Sy, begutachtete, daß Silber Kupferwankungen unterworfen sei, im Februar stand es aber so, daß der Angeklagte immer noch ein annehmbares Geschäft gemacht hätte, wenn er das Doppelte bezahlt hätte. Der Gerichtshof hielt den Angeklagten für schuldig und erkannte auf 14 Tage Gefängnis.

Ein Prozeß, welcher kürzlich vor der Strafkammer des Landgerichts zu Landsberg a. W. statigefunden, hat in voriger Gegend bedeutendes Aufsehen erregt. Angeklagt waren die Kaufleute Hermann Hirschfeldt und Moritz Messow, ersterer aus Pöppelne, letzterer aus Soldin, wegen gemeinschaftlichen Betruges. Im November 1885 verlor plötzlich der Mühlbesitzer Sprenger auf der großen Miehelmühle bei Soldin; als Erbin hinterließ er eine an dem Fabrikbesitzer Seiffert zu Miehelsdorf bei Schwednitz verheirathete Tochter. Die Angeklagten, die mit dem Verstorbenen seit Jahren in Geschäfts-Verbindung gestanden und 5 Hypotheken und Wechselforderungen an ihn hatten, wandten sich nach seinem Tode — jedoch nicht gemeinschaftlich — an die auf dem Mühlengrundstück erschienenen

Seiffert'schen Eheleute und wußten dieselben unter Vorpiegelung falscher und Unterdrückung wahrer Thatsachen zur Unterzeichnung von Wechseln im Betrage von 15 000 und 24 000 Mark zu bewegen. So wurde von beiden Angeklagten das Grundstück als besonders werthvoll, die Höhe der auf demselben lastenden Hypothekenschulden dagegen zu niedrig bezeichnet. Messow redete dem Seiffert'schen Ehepaare zu, das Grundstück zu verkaufen, er habe bereits einen Käufer gefunden, der 65 000 Thaler geben wolle. Letzteres war, wie die Verhandlung feststellte, aus der Luft gegriffen. Nach einigen Monaten wurden den vertrauensseligen Erben, die den Angaben der Angeklagten vollen Glauben geschenkt hatten, die Augen geöffnet; sie erkannten, daß die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen keineswegs günstige waren; Hirschfeldt fing an, Wechsel einzuklagen, Messow beantragte beim Gericht die Einsetzung eines Nachlasspflegers, auch ließ er Pfändungen auf dem Grundstück vornehmen. So mußte schließlich im Dezember 1886 die Subhastation erfolgen, bei welcher Messow das Grundstück für 116,400 M. erstand; gleich darauf verkaufte er es für 135 000 M. Bei dem von Messow gezahlten Preise konnten verschiedene auf das Grundstück eingetragene Posten im Gesamtbetrage von 70 000 M. nicht erhoben werden. Die Strafe lautete für jeden der Angeklagten auf 2 Jahre 6 Monate Gefängnis, 6 Jahre Ehrverlust und 3 000 M. Geldstrafe, eventuell noch 300 Tage Gefängnis. Messow steht übrigens noch unter dem Verdachte der Anstiftung zum Meineide, und wird gegen denselben voraussichtlich in der nächsten Schwurgerichtsperiode verhandelt werden.

Soziale Uebersicht.

Achtung! Berliner Maurer! Zettel an den Anschlagfäulen machen bekannt, daß nach Rostock in Mecklenburg Maurergesellen verlangt werden bei einem Stundenlohn von 42 Pf. Es gereiche Euch zur Kenntniß, daß die Rostocker Kollegen sich im Streik befinden und verlangen dieselben 45 Pf. die Stunde. Wir richten somit an die Berliner Kollegen die dringende Bitte, nicht nach Rostock zu gehen, um den dortigen Kollegen ihre Forderung nicht illusorisch zu machen. Mit Gruß: J. Wernau, Jonskirchplatz 2, 3 U.

An alle Gewerkschaften Berlins. Wir erachten es als unsere Pflicht, alle im Streik liegenden Gewerkschaften vor einem gewissen Vektor, Raunynstr. 42, H. I, Stodarbeiter oder Drechler, zu warnen. Derselbe hat schon bei verschiedenen Branchen Streiklisten geholt, jedoch noch keine abgeliefert. In Hause anzutreffen ist der Herr ebenfalls niemals, trotzdem wir dies schon zu wiederholten Malen und zu verschiedenen Zeiten versucht haben. Wir bitten nun alle diejenigen, welche auf Listen der streikenden Schraubendreher bei Herrn W. gezeichnet haben, sich bei Unterzeichnetem zu melden, damit wir gerichtlich gegen den betreffenden Herrn einschreiten können.

Gleichzeitig ersuchen wir die Herren Meier und Graag, sich bis Montag in Betreff der erhobenen Gelder bei uns einzufinden. Verno Staderack, Wrangelftr. 85.

Wir ersuchen alle Arbeiter, welche noch Listen der streikenden Schraubendreher in Händen haben, dieselben so schnell wie möglich, ob leer oder gezeichnet, behufs Abrechnung in unserem Bureau, Alte Jakobstraße 68 bei Lenz, abzuliefern. Das Komitee.

Achtung! Eisler! Die Kollegen der Werkstatt von Unruh, Straße 30 Nr. 19, legen wegen Differenzen mit dem Meister gestern sämtlich die Arbeit nieder. Wir ersuchen die Kollegen, dies zu beachten.

Maurer Berlins und Umgebung! Wir sehen uns wieder in die Nothwendigkeit versetzt, in dieser Form zu Euch zu reden. Es ist leider Thatsache, die Gleichgiltigkeit nimmt wieder unter Euch überhand, so daß unsere Bewegung eher rückwärts, wie vorwärts geht, obgleich wir bemüht waren, die Agitation mit Ruhe und Besonnenheit in diesem Jahre zu führen, die Gemüther wieder auszuföhnen, welche im vergangenen Jahre erregt waren — wir waren bemüht, die Vereinigung zu stärken, wir suchten die Kollegen wieder mit Muth und Begeisterung für unsere Grundsätze zu erfüllen, und dennoch müssen wir sehen, wie schlecht, von Daß erfüllte Menschen — zu ihrem eigenen Unglück wieder unternehmen, was Einzelne mit Muth und Ausdauer aufzubauen suchten, ja wir haben es in dem Kampfe um unsere Existenz nicht allein mit dem Unternehmer- und Ausbeuterthum zu thun, — in unseren eigenen Reihen sind die Schmarotzerpflanzen mit zu suchen, welche uns das Leben erschweren und unsere Existenzbedingungen untergraben. Vergebens fragt man, wann werden diese traurigen Elemente zur Einsicht kommen, wann wird es in deren Gehirnen zu dämmern beginnen, und doch — wer nicht schon vollständig verunstaltet ist, wer noch einen Funken Vernunft und Charakter besitzt, der muß sehen, welchen Zuständen wir entgegengehen. Eine Massenorganisation ist nothwendig, wollen wir erfolgreich gegen diese ungerechten Zustände ankämpfen — Kollegen seid gewarnt — das Ausbeuterthum kennt keine Grenze, durch seine Bosheit und Unterdrückungslust werden Tausende, ja vielleicht Millionen zu Grunde gerichtet werden in dieser Krise, welcher wir entgegengehen, wenn nicht ein organisch fester Zusammenschluß der Massen erfolgt. Heute ist in unserem Gewerbe die Hochburg der Unterdrückung Berlin. Haben wir in Berlin eine stabile, feste Organisation, dann ist es ein Leichtes, die Provinzen, ja ganz Deutschland, im Sinne der modernen Arbeiterbewegung zu organisieren. Kollegen: mehr als Hungern können wir nicht — und haben wir den Hunger nicht schon zur Genüge kennen gelernt? Haben wir nicht im vergangenen Jahre — man kann fast sagen mit wahrer Todesverachtung — dem Hunger in's Auge geschaut? Ja, wie wir dreist behaupten können, keine Korporation, keine Stadt wird solche Ausdauer, solche Opfer bringen für dasjenige, wofür wir gekämpft haben. Deshalb, erhebt Eure Stimme, schaaft Euch zusammen um das Banner der Einigkeit und legt Protest ein gegen Zustände, welche von Menschen geschaffen sind, um Einzelnen ein Wohlleben zu verschaffen. Kollegen! schließt Euch der freien Vereinigung der Maurer Berlins an. Mit Gruß Julius Wernau, Jonskirchplatz 2, III.

Versammlungen.

Der Fachverein der Berliner Buchbinder hielt am Montag, den 7. Juli, in Remer's Lokal, Münzstraße 11, seine übliche Versammlung mit folgender Tagesordnung ab: 1. Vortrag. 2. Wie befeitigen wir die Mißstände in unserem Arbeitsnachweis? 3. Verschiedenes und Fragesachen. — Zu seinem Bestehen machte der Vorsitzende Herr Freix Scherding den Anwesenden die Mitteilung, daß kein Referent zu dem heutigen Tage aufzutreiben war, weshalb der Vortrag ausfallen mußte. Nach der Protokollverlesung, welches in vorliegender Fassung angenommen, fand die Mitgliederaufnahme statt, dieselbe ergab den Beitritt von 4 Kollegen. Ueber den Punkt: Wie befeitigen wir die Mißstände im Arbeitsnachweis? befuhrte es einer längeren Debatte, welche dazu führte, laut Antrag die Paragraphen einzeln zur Diskussion zu stellen und über dieselben abzustimmen. Die ersten 4 Paragraphen sind ohne wesentliche Veränderungen angenommen. Bei § 5 verfiel die weitere Beratung über diesen Gegenstand einer Vertagung bis zur nächsten Versammlung. Eine Angelegenheit, welche zu persönlichen Reibereien leicht hätte führen können, ist dem Vorstand behufs Abklärung überwiesen. Ferner wollte derselbe die internen Angelegenheiten mehr in's Auge fassen, der Verleumdung müsse ein Damm gesetzt werden, weshalb in der nächsten Zeit eine Statistik aufgestellt werden sollte, der Gehilfen sowohl, als auch der Lehrlinge, und werden die Mitglieder ersucht, sich recht rege daran zu beteiligen. Es wurde nunmehr das Verwundern ausgesprochen,

daß der Verein seit kurzer Zeit enorm gewachsen, sieht man sich aber die Versammlungen, resp. den Besuch derselben an, so scheint es, als wenn das Verständnis fehle, warum man eigentlich dem Fachverein angehören, ein regere Agitation der Mitglieder würde wohl dazu beitragen, den Uebelstand zu befeitigen. Den Kollegen müsse klar gemacht werden, daß lehrreiche Vorträge, sowie interessante Debatten, die dort gepflogen, sie aus dem Schlafe aufrütteln und ist es Pflicht eines jeden Kollegen, an allen Versammlungen theilzunehmen, sowie auch recht pünktlich ihre Beiträge zu entrichten, damit zur Belehrung finanziell etwas geschehen könne.

Der Kassirer Herr Rüdemann macht auf die Abrechnung aufmerksam, welche am Sonntag über 8 Tage bei Herrn Heindorf stattfand und haben sich 8 Kollegen gemeldet, bei derselben anwesend zu sein. Der Vorsitzende macht bekannt, daß die nächste Versammlung eine Generalversammlung ist und werden zu derselben die Mitglieder umgehend per Karte eingeladen, es sei hiermit gesagt, daß die nächste Versammlung für jedes Mitglied (auch werden in derselben Kollegen als solche ausgenommen) von Wichtigkeit ist zu erscheinen, speziell sich an der Debatte über das Arbeitsnachweis-Reglement zu beteiligen, resp. die Mängel zu befeitigen, denn ohne einen Arbeitsnachweis bleiben wir das Opfer der profittüchtigen Arbeitgeber, dieselben seien es stets gern, wenn recht viele Gehilfen ihre Arbeitskraft anbieten und stellen demgemäß ihre Bedingungen auf; daß dieselben nicht zu ihrem (der Arbeitgeber) Nachtheil ausfallen, weiß wohl jeder von uns. Nachdem noch auf unser Stützungsfest, welches am 26. Juli in Sanssouci, Kottbuscherstr. 4a, stattfindet, hingewiesen, und nach Kräften für den Umsatz der Billets Sorge getragen werden möge, erfolgte der Schluß der Versammlung um 11 1/2 Uhr.

Der Verein deutscher Schuhmacher (Zentrale Berlin) hielt am 10. Juli in Schaeffer's Salon seine erste Versammlung mit folgender Tagesordnung ab: 1. Vortrag des Herrn Pieß: Die Organisation der Schuhmacher auf Grund der Beschlüsse vom internationalen Arbeiterkongress zu Paris. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Da der Referent bei Eröffnung der Versammlung noch nicht erschienen war, so wurde Punkt 2 Verschiedenes vorgenommen. Es wurde der Antrag gestellt und angenommen, in den Fabriken je einen Vertrauensmann zu wählen, welcher Marken vom Kassirer entnimmt und an die Mitglieder der betreffenden Fabrik abgibt. Da inzwischen der Referent erschienen war, so wurde demselben das Wort zu seinem Vortrage erteilt. Herr Pieß führte etwa folgendes aus: Die Organisationsfrage sei gegenwärtig eine der wichtigsten, deshalb sei es auch nothwendig, sich mit derselben zu beschäftigen. Schon im 14. Jahrhundert hatte England durch den Druck der Arbeiter eine Bill erlassen, wonach täglich nicht länger als von 5—5 einschließlich 2 1/2 Stunden gepausen gearbeitet werden dürfte. Die Arbeiter glaubten damals damit genug erreicht zu haben, sie verhielten wieder in den alten Schlandrian. So kam es, daß ihre Lage im 15. Jahrhundert eine schlechtere, denn je vorher war. Erst im 16. Jahrhundert brachte eine von Frankreich ausgehende Bewegung einigen Vorthheil. Mit Einführung der Dampfmaschine begannen die durch dieselbe erzeugten Industrie-Arbeiter sich fester zu organisieren, und besoldete eine Verkürzung der Arbeitszeit anzustreben. Der Referent erörterte jetzt das Verhältnis des Staates zu den Arbeitern, und führte aus, der Staat bestrebe nicht aus einzelnen Personen, wie einst König Ludwig XIV. den Anspruch gethan. Der Staatbin ich. Der Arbeiter sei im Staatswesen das nützlichste und unentbehrlichste Glied, da er nur allein alle Werthe und Reichthümer erzeugte, ohne welche ein staatliches Gemeinwesen nicht denkbar. Der Staat hat die Pflicht, für das Wohl aller seiner Mitglieder Sorge zu tragen. Wenn jedoch, wie es der Fall ist, die arbeitenden Bevölkerungsschichten von dieser Fürsorge ausgeschlossen sind, so haben sie die Pflicht, von dem Koalitionsrecht Gebrauch zu machen, um bessere Zustände für Sie aus eigener Kraft herbeizuführen. Von diesem Gedanken waren auch die amerikanischen Arbeiter durchdrungen, als sie 1887 für den Achtstundentag kämpften. Der Referent ging hier näher auf die Bomben-Affaire ein. 3 Jahre später fand in Paris der internationale Arbeiterkongress statt, woga Delegirte aus aller Herren Länder entsandt waren, welche einstimmig den Beschluß des achtstündigen Normalarbeitstages faßten. Sogar der Schuhmacher sei es, diesen Beschluß zu dem ihrigen zu machen, sich fest zu organisieren, um eine Verkürzung der Arbeitszeit herbeizuführen. Dann werden auch die Schuhmacher mehr an der Arbeiterbewegung theilnehmen, als wie es jetzt leider der Fall ist. Betreffs der Form der Organisation bemerkte Referent: Jetzt wo die Fabrikanten sich nicht nur zentral, sondern auch international vereinigen, kann auch nur eine Zentralisation der Arbeitern von Nutzen sein. Die Lokalvereine werden, weil ihren Zweck nicht erfüllend, früher oder später zusammenbrechen. Reicher Beifall wurde dem Referenten zu Theil. Zur Diskussion sprachen die Kollegen Mai und König im Sinne des Referenten. Zum Schlußwort bemerkte Referent noch, von Anhängern der Lokalorganisation werde oft argumentirt, daß wir nicht Politik treiben dürfen. Daß, wenn wir gewerkschaftliche Themas erörtern, so ist dies gleichbedeutend mit Magasinsfrage, letztere und Politik hänge aber eng zusammen, eine Grenze hier zu ziehen, sei sehr schwer; deshalb ein Gegner der Zentralisation zu sein, sei unrichtig. Selbst Herr Kessler hat seiner Zeit erklärt, daß er im Prinzip für Zentralisation sei. Nur dort, wo dieses nicht möglich sei, solle man sich Lokalisieren. Hierauf wurde in verschiedenen fortgesetzt und wurde für die größeren Fabriken je ein Vertrauensmann gewählt. Nachdem der Vorsitzende noch bekannt gemacht, daß die nächste Versammlung am Mittwoch, den 23. Juli, in demselben Lokale stattfindet, schloß derselbe die Versammlung um 11 1/2 Uhr.

Der Unternehmerrund der Hausdiener Berlins hielt am Dienstag, den 8. Juli, bei Feuerstein seine ordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Kollege Lampe, eröffnete dieselbe um 9 1/2 Uhr und gab die Tagesordnung bekannt. Nachdem der Schriftführer das Protokoll der letzten Versammlung verlesen hatte, theilte der Vorsitzende mit, daß der Bund fünf kreante Kollegen zu verzeichnen hat, ferner daß drei Kollegen eine Unterstützung von 10, 20 und 25 Mark erhalten haben und daß der Kollege Gursch sein Amt als zweiter Schriftführer niedergelegt hat. Hierauf gab der Kassirer, Kollege Wiemer, den letzten Vierteljahrbericht. Derselbe ergab eine Einnahme von 1835,09 M., Ausgabe von 1866,70 M., mithin beträgt das Gesamtvermögen vom 1. Juli ab 2868,20 M. Die Mithigkeit wurde von den Kassirern bestätigt und dem Kassirer Decharge erteilt. Kollege Müller gab Bericht vom letzten Sommerfest, welches von 4203 Personen besucht war und der Ueberschuß hierbet ca. 600 M. betragen wird; ferner gab derselbe die Abrechnung von den beiden Maskenbällen, Kroll und Bilharmonie, bei welchen auch ein sehr guter Ueberschuß erzielt worden ist. Der nächste gefestigte Abend findet am Dienstag, den 22. Juli ds. Js., statt. Nachdem nun noch die Namen derjenigen 25 Kollegen verlesen waren, die ihre Billets von den beiden Maskenbällen noch nicht abgerechnet haben, gab der Stellvertreter Bericht. Derselbe ergab, daß vom 1. April bis zum 1. Juli 102 Stellen gemeldet wurden und davon 67 von Kollegen besetzt werden konnten. Zur Aufnahme neuer Mitglieder hatten 26 Kollegen ihre Aufnahme in den Bund nachgesucht. Derselbe begrüßte ihre Aufnahme und bat, daß die Kollegen für die Interessen des Bundes und der gesammten Arbeiterchaft stets recht eintreten möchten. Es wurde nun zur Ergänzungswahl geschritten, wobei Kollege Pryzka als 2. Schriftführer und Kollege Wald in die Rechtschutzkommission gewählt wurden. Betreffs der Wahl einer Statutenberathungskommission entsann sich eine längere Debatte, nach welcher von einer Wahl Abstand genommen wurde. Zu Verschiedenes kam zunächst der Antrag des Kollegen Wiemer zur Verhandlung, die Mantelgeber des Kassirers von 5 auf 10 M. zu erhöhen. Derselbe wurde angenommen. Nachdem noch mehrere Anträge erledigt waren, kamen 3 Schreiben, der streikenden Zimmerer Hamburgs, der Kupferschmiede Berlins und der Greißer Weber zur Verlesung, in welchen dieselben um Unterstützung nachsuchten. Nach kurzer

